

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung 44

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68,
Zimmerstraße 89. Fernruf: 11 00 22. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der
Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut a. u. l. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Brief-
träger 66 Pf., durch Streifb. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges
Ausland RM. 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger und Zweigstellen

Sie haben nichts gelernt!

Das vierte Jahr dieses Krieges ist angebrochen, das Jahr, auf das unsere Feinde immer schon wie hypnotisiert gestarrt haben. Es ist ihre letzte Weisheit, zugleich aber auch ihre letzte Chance. Erinnern wir uns: Sie wollten aus den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges zweierlei gelernt haben:

Mit „Wundern“ gesiegt

Erstens — jener Krieg dauerte ihnen zu lange. Er kostete zu viele Opfer an Menschen und — was wichtiger war — an Geld. Er kostete Frankreich und England so viel, daß sie ihres Sieges nicht recht froh werden konnten. Amerikas Zinshunger fraß die deutschen Reparationen. Also sollte der 1939 vom Zaun gebrochene Krieg schneller beendet werden. Er war als reizender Sitzkrieg gedacht. Die im Ersten Weltkrieg schon bewährten Methoden der Einkreisung, Aushungerung und inneren Zersetzung sollten, diesmal besser und nachdrücklicher angewandt, den Feind auf kaltem Wege schnell und gründlich erledigen, also, daß man den Zusammenbruch des Reiches hinter der Maginotlinie und hinter dem Kanal gemächlich abwarten konnte. Nur ein derart billiger Krieg lohnte den Einsatz.

Zweitens — England und Frankreich entgingen im Ersten Weltkrieg der Niederlage nur mit knapper Not. In Frankreich brachen schon 1917 Meutereien solchen Umfangs aus, daß die deutsche Heeresleitung, hätte sie davon gewußt, leichtes Spiel gehabt haben würde. Und England geriet durch den U-Boot-Krieg an den Rand des Abgrunds.

Noch einige Monate solcher Schiffsverluste, und für England wäre die Kapitulation der einzige Ausweg aus der Hungerkatastrophe geworden. Die Entente gewann also den Krieg nicht durch bessere Führung und militärische Überlegenheit, sondern durch eine Reihe von „Wundern“, die ihr unerwartet zu Hilfe kamen.

Da war das Marnewunder. Da war das unbegreifliche Wunder der deutschen Zaghaftheit beim Ausbau und Einsatz der U-Boot-Waffe. Da war die ganz und gar unbegreifliche innere Lage des Reiches. Munitionsmangelstreiks im Rücken der Front. Offener Verrat der Reichsparteien und einzelner Politiker. Wühlarbeit der jüdischen Presse und vom Feind bezahlter Agitatoren. An der Widerstandskraft des Volkes zehrende Tätigkeit der Schieber und der Kriegsgesellschaften. Das Wunder einer politischen Ohnmacht, die in gar keinem begreiflichen Verhältnis zur militärischen Machtentfaltung des Reiches stand. Ein neuer Krieg konnte und sollte nicht mit Hilfe solcher Unwägbarkeiten gewonnen werden. Man mußte von Anfang an sicher gehen.

Aber es waren die gleichen Leute, die nun aus den Erfahrungen schöpfen wollten, die sie selber noch gemacht hatten. In England der alte Churchill und sein Anhang. In Frankreich die gleichen politisierenden Advokaten, die sich ihre ersten Sporen noch unter Poincaré und Clémenceau verdient und seither nichts hinzugelernt hatten. In Amerika der gleiche Roosevelt, der schon unter Wilson sein Steckenpferd, die Seestrategie, geritten hatte; der gleiche Baruch, der damals schon den Kriegseinsatz der Wirtschaft befehligte; die gleichen Bankiers oder ihre Kronprinzen, die seither, zwei Jahrzehnte lang, vom großen Weltkriegsgeschäft immer nur als von der höchsten Steigerung seligen Verdienstes geträumt und darin den letzten Inbegriff staatsmännischer Weisheit erblickt hatten. Und wenn in den Demokratien noch junge Männer

auf dem Plan erschienen, Eden etwa, Duff Cooper oder andere, so war dafür gesorgt, daß sie aus den im Ersten Weltkrieg schon „bewährten“ Kreisen stammten und entsprechende Schulung genossen hatten. Fremdes Blut wie der „soziale“ Cripps oder gar Frontoffiziere aus dem Ersten Weltkrieg tauchten an Führungsstellen nur auf, um möglichst schnell wieder zu verschwinden. Und nun zeigte es sich, daß diese alten Leute zwar ihre Erfahrungen, aber eben nur ihre Erfahrungen, gesammelt hatten. Die Fähigkeit, sich auch in die Erfahrungen der Gegenseite hineinzuversetzen, ging ihnen gänzlich ab.

Sie begriffen nicht, daß die nationalsozialistische Revolution in Deutschland mehr bedeutete als eine politische Richtung, die ihnen lästig war, weil sie das Versailler Konzept verwarf. Sie begriffen nicht, daß die Frontgeneration von 1914-18, die in Deutschland unter Adolf Hitler zur Macht kam, ihre revolutionäre Entschlußkraft ja gerade aus den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges schöpfte; daß der neue Staat, den sie baute, nicht nur das Weimarer System ablöste, sondern folgerichtig auch das kaiserliche Deutschland der Weltkriegszeit mit all seinen Schwächen und Fehlern liquidieren mußte.

Sie erkannten nicht, daß die deutschen Gegebenheiten, auf die sie bauten, gar nicht mehr vorhanden waren, und daß neue an ihre Stelle traten, mit denen sie nicht rechneten.

Die alten Männer begannen nach altem Rezept mit der Einkreisung, aber schon diese schlug fehl, als Italien an der Seite des Reiches verharrte, um in der gleichen Weltanschauung gleiche Ziele zu erkämpfen; als es der genialen Staatskunst des Führers gelang, Sowjetrußland vorerst aus dem Einkreisungsring herauszubringen; als von den europäischen Trabanten, mit denen man sicher gerechnet hatte, schließlich nur Polen und ein noch schwankendes, unberechenbares Jugoslawien übrigblieben.

Damals schon, noch vor dem ersten Schuß, ging die erste Runde verloren. Aber die Kriegstreiber sahen es nicht, sie starrten gebannt auf das innere Deutschland, auf die Berichte ihrer Diplomaten und Spitzel, auf die Tabellen, nach denen Deutschlands Rüstung und Ernährung nach wenigen Monaten Krieges zusammenbrechen mußten. Und — auf die deutsche „Opposition“, deren Vorhandensein und Ausmaß ihnen von emigrierten „Sachverständigen“ in den lebhaftesten Farben geschildert worden war.

Aus anderem Geist

Es kam der Krieg. Polen, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich. Runde um Runde ging verloren. Die alten Erfahrungen zogen nicht mehr. Das Reich ließ sich auf keinen Zweifrontenkrieg ein, es erledigte die Gegner der Reihe nach. Es arbeitete militärisch nach neuen, unvorhergesehenen Rezepten. Es ließ sich nicht ein zweites Mal in der „Festung Mitteleuropa“ einfangen. Es ging nach Norwegen, es überrannte Holland und Belgien. Der Schlieffen-Plan blieb in der Schublade der Militärgeschichte. Die deutsche Kriegsmarine blieb nicht im Nassen Dreieck, sie kämpfte, angreifend, bald auf allen Meeren. Churchill startete, stur und unbelehrbar, in Norwegen erst, dann in Griechenland seine neuen Galli-

Völker Europas!



Zeichnung: Bogner

Ich bringe euch die Freiheit!

poli-Abenteuer. Sie endeten mit dem Verlust der Herrschaft im Nordmeer und im östlichen Mittelmeer. Churchill versuchte die Einschüchterung Italiens. Aber Italien antwortete mit der Kriegserklärung und mit der Unterbrechung der Mittelmeerroute. Es gab keine Festung Mitteleuropa mehr. Ganz Europa stand im Lager der Achse, England, vom Kontinent verjagt, sah sich selbst aufs schwerste bedroht.

In diesem Stadium spielte Churchill seinen größten Trumpf aus. Für die Preisgabe ganz Europas an die im Osten lauernde bolschewistische Bestie wurde er zum „Retter Englands“. Ja, er hat einstweilen England vor dem sonst sicheren Untergang bewahrt. Deutschland mußte seine Hauptkraft nach Osten werfen, die drohenden Wolken der Invasion verzogen sich vom Himmel Britanniens. Damit war Deutschlands Sieg zwar in weitere Ferne gerückt. Aber England hatte den Krieg endgültig verloren.

Der Mann, der sich jetzt „Retter Englands“ nennen ließ, hatte den Krieg ja nicht geschürt, um England zu retten. England war ja von niemand bedroht. Kein Brite, auch Churchill nicht, hatte 1939 den Deutschen Angriffsabsichten gegen England unterstellen können. Dieser Krieg ging um Englands Vorherrschaft in Europa. Und nun, da England den russischen Bären losband und auf Europa hetzte, gab es eben dieses Europa, um dessen Beherrschung es 1939 den Krieg begann, an den Bolschewismus preis. Damals hat Churchill Englands Kriegsziel, den Lohn aller seiner bisherigen und noch kommenden Anstrengungen, im voraus vertan. In Europa geht es seither nur um die Frage, ob es von Deutschland oder vom Bolschewismus beherrscht werden soll. Eine

dritte Möglichkeit, die England noch einen Einfluß einräumt, gibt es nicht mehr.

Seither ist aus dem bisher deutsch-englischen Krieg mehr und mehr der deutsch-sowjetische Krieg geworden, und England sinkt auf eine Statistenrolle herab, die nach dem Eintritt Amerikas in „seinen“ Krieg, in seinen Krieg um die Beerbung des britischen wie des französischen Weltreichs immer tragikomischere Züge annimmt.

Es gibt keine Parallelen

Mit der Verlagerung der Entscheidung nach dem Osten haben alle Parallelen mit dem Ersten Weltkrieg ihre Wirksamkeit verloren. Am 22. Juni 1941 begann ein neuer Krieg, dessen Urheber zwar auch noch Churchill heißt, der aber nicht mehr Churchills Krieg ist. Trotzdem und gerade deshalb und weil der Krieg für England bereits verloren ist, klammern sich die alten Männer drüben mit noch verstärkter Hartnäckigkeit an das Beispiel von 1918. Alle Felle sind ihnen davon geschwommen, all die schönen Erfahrungen und die darauf gebauten Pläne haben sich als nutzlos erwiesen. Jetzt kann nur noch das Wunder retten. Das Wunder von 1918.

Das Jahr 1943 soll, so heißt es in der Feindpropaganda für den inneren Gebrauch, das Jahr des Sieges werden. Zwar gibt es auch Leute, die vorsichtshalber dafür plädieren, den Sieg auf 1944 zu verschieben, aber ihre Stimmen werden nicht gern gehört, man ahnt düster, daß man so lange nicht mehr warten kann. Sieg im Jahre 1943, Sieg im vierten Kriegsjahr — worauf gründet sich diese Spekulation? Auf nichts anderes als auf das Beispiel von damals. Und gewiß am wenigsten

auf Tatsachen, die Deutschland und seine Lage betreffen.

Den Ersten Weltkrieg hat Deutschland nicht 1918, sondern schon 1917 verloren. Das Jahr 1918 sah nur sein letztes verzweifelteres Aufbäumen — mit unzulänglichen Mitteln — gegen ein verwirktes Schicksal. 1917 bot sich dem Reich in der russischen Revolution die Chance, den Krieg im Osten siegreich zu beenden und sich so die Voraussetzungen für die Generalbereinigung im Westen zu schaffen. Churchill sah die Dinge damals ausnahmsweise richtig — wenn auch nicht allein auf weiter Flur —, als er in seinen Erinnerungen den Gedanken niederschrieb: Deutschland hätte, statt im Westen nutzlos Blutzoll zu entrichten, Rußland ganz zu Boden werfen, sich seine Bodenschätze sichern, damit den Blockadering sprengen und nun erst den Westmächten im Besitz aller Hilfsmittel entgegenzutreten müssen. Aber das Reich war 1917 bereits zu schwach. Militärisch wäre die Niederwerfung des von Revolutionen zermürbten Moskowerstaates gewiß kein Problem gewesen, das hat sich — als es längst zu spät war — ja nachträglich erwiesen. Aber die unselige kaiserliche Regierung sah sich nicht imstande, dem Volksfeind im Inneren einen Krieg gegen das „befreite“, „friedfertige“, „von freundschaftlichen Gefühlen zu Deutschland bewegte“ russische Volk, gegen die roten Gesinnungsfreunde der Ebert und Scheidemann und Haase und Liebknecht, und wie sie alle hießen, zuzumuten.

Die rücksichtslose Niederwerfung Rußlands, die Wegnahme seiner Ernten und Bodenschätze — die ja Rußland verwirkt hatte, da es Krieg gegen Deutschland begann — „mußte“ unterbleiben aus Rücksicht auf die Straße, auf die Politikaster und Drückeberger in den jüdisch-marxistischen Fraktionsstuben und Redaktionen. Statt dessen versicherte man selber seine Friedensseligkeit, „wartete“ — fünf Minuten vor zwölf — „Entwicklungen“ ab und leistete sich „Friedensverhandlungen“ mit den Bolschewisten, deren einziger Nachdruck bei den Verhandlungen die — Sympathie des aufgehetzten Berliner Straßenpöbels war. Das geschah, wie gesagt, nicht 1918, sondern bereits 1917. Und damals schon war es klar, daß dieses Reich den Krieg nicht mehr gewinnen konnte. Es hätte sich selbst aufgegeben, gegen den Widerstand aller Einsichtigen, gegen den Heeres. Der symbolische Faustschlag General Hoffmanns auf den Verhandlungstisch von Brest-Litowsk verhallte wirkungslos.

Die andere Lage

Nun — 1942, im vierten Jahr dieses Krieges, sah es ja, bei uns wohl anders aus. Wenn dieses Jahr auch zu Ende ging mit schweren winterlichen Abwehrkämpfen, so sah dieses Jahr Deutschland doch auf der Höhe militärischer Mächtigkeitsentwicklung. Deutschland hat — das ist immer der beste Beweis militärischer Stärke — immer dort zugeschlagen, wo es zuschlagen wollte. Seine Strategie wurde — nicht wie im ganzen Verlauf des Ersten Weltkrieges — nicht durch die jeweilige Schwäche des Gegners, sondern allein durch die eigenen Notwendigkeiten bestimmt. Wir nahmen uns von Rußland die am stärksten verteidigten Gebiete, weil wir sie brauchten. Wir entwickelten alle nötigen Kräfte zur Verteidigung des europäischen Kontinents von Narvik bis zur Biskaya, wir waren bereit, den Anglo-Amerikanern ein Dieppe zu bereiten, wo immer sie es versucht hätten. Wir hatten genügend Kraft den amerikanischen Schlag im westlichen Mittelmeer zu parieren, Südfrankreich und Tunis zu besetzen.

Gerade in diesem Jahr hat das deutsche Volk dem Glauben an einen schnellen und daher billigen Sieg abgeschworen und seine Einsicht kundgetan, daß die Gefahr, die uns droht, aber auch die Chance, die uns geboten ist, den ganzen Einsatz, den Einsatz zudem auf lange Sicht erfordert. Ende 1917, Anfang 1918 erhofften sich nur noch die ganz großen Optimisten einen schnellen Frühjahrssieg, aber auch diese wußten, daß der Krieg dann, gelänge dieser letzte Versuch nicht, verloren sei. Heute, Anfang 1943, ist das ganze Volk gefaßt und entschlossen, komme, was da kommen mag, die besseren Nerven und den längeren Atem zu behalten.

Im Osten ist kein Tropfen deutschen Blutes vergeblich geflossen. Wir haben vor dem Schicksal nicht den Kopf eingezogen, sondern hart mit ihm gerungen und ihm den Preis seiner Bedrückung abgenötigt. Im Osten wächst auf kampfgedröhnten, endlos weiten Böden das deutsche Brot, quillt aus erobelter Erde neue Kraft, die unsere Rüstung speist, arbeiten unzählige Millionen Hände für den deutschen Sieg und die deutsche Zukunft. Von Monat zu Monat reifen, vermehren sich dort die Früchte deutscher Arbeit. Dauert der Krieg länger, so wird uns auch größere Kraft zuteil. Der Lohn unseres Ausharrens wird größer und größer. Das Jahr 1943 wird überhaupt erst das erste Jahr sein, in dem wir uns unserer gewandelten Lage, unseres Aufstiegs nach der Krisis des Krieges unumschränkt erfreuen dürfen.

Es wird allerdings kein leichtes Jahr sein. Es wird wie von unseren Soldaten, so auch von der Heimat einen noch höheren Einsatz fordern, es wird uns nötigen, mehr noch als bisher liebgewordenen Friedensgewohnheiten abzuschwören: den Krieg total zu führen, Haltung und „Recht“ des „Zivilisten“ mehr noch als bisher dem des Soldaten anzugleichen. Aber es wird zu den Siegen auf den Schlachtfeldern und auf den Meeren auch den Zusammenbruch aller Feindhoffnungen bringen, die bisher noch aus der Erfahrung des Ersten Weltkrieges genährt werden konnten. Und diese Hoffnungen sind als die einzigen, die ihm verblieben, das Lebens- element des Feindes. Wer sie vernichtet, trifft ihn ins Mark.

Um die Zukunft der Forschung

Es ist ein Zeichen der geschichtlichen Größe unseres Kampfes, daß wir auch bei dem Ausmaß und der Dauer dieses Krieges immer wieder den Blick auf Aufgaben und Aufgabengebiete richten, die anscheinend abseits der gewaltigen Tagesforderungen stehen. Aber das Wissen um den schicksalhaften Charakter unserer Zeit verbietet uns auch um gegenwärtig geforderter Erfolge willen den großen Plan zukünftigen Aufbaus und kommender Gestaltung in uns selber zu verlagern und den Krieg mit seinen Forderungen als eine Ausrede für Gedankenfaulheit und Kurzsichtigkeit zu nehmen.

Gerade der Deutsche weiß aus seiner Geschichte, daß ihm niemals ein gutes Geschick Erfolge beschieden hat. Er hat sie immer dem Schicksal abrotzen müssen, er hat unter Anspannung aller seiner Kräfte und allein durch den Einsatz seines sprichwörtlichen Fleißes sich stets die Voraussetzungen erkämpfen müssen, die seinem Volk und seinem Land Lebensraum und Lebensmöglichkeit gewähren konnten.

Soldatentum, Kunst und Forschung haben im Ablauf der Geschichte nicht nur uns selbst, sondern der ganzen kultivierten Welt den Begriff des ewigen Deutschtums geschaffen, aber allein auch dadurch, daß sie sich in ihren besten Äußerungen nicht verselbstständigt haben, sondern immer fruchtbar ergänzten. In einem unlöslichen Kreis schufen sie sich die wechselseitigen Voraussetzungen eigener Größe, die damit Größe des Volkes wurde.

Jede Ausschaltung des einen Faktors schwächte die anderen und schuf damit Einbruchsstellen in den Bestand des deutschen Volkes. Die Zersetzung des deutschen Kulturbildes im 19. Jahrhundert durch das Judentum bereitete in umfassendem Maße jene Katastrophe von 1918 vor, deren Ziel die restlose Zerschlagung des deutschen Soldatentums war. Die Blüte der deutschen Forschung im gleichen Zeitraum war wohl eine Kompensierung, die wohl einzigartig hervorbrachte und damit den Wertbestand des Deutschtums verbreiterte, aber vor allem auf naturwissenschaftlichem oder technischem Gebiet den Keim zu einer merkantilen Verquickung legte, an deren Ende nicht die werteschaffende Forschung stand, sondern der industrielle Gewinn.

Deutschland muß, um die Aufgaben, die dieser Krieg und mehr die Zeit nach diesem Krieg stellen, zu erfüllen, seinen Führungsanspruch in dem neuen Europa durch den inneren Ausbau seiner Macht, also jener tragenden Mächte des Deutschen schlechthin, in einer unantastbaren Weise zu jeder Stunde und unter allen Umständen betreiben. Die Macht der Wahrung, das deutsche Soldatentum, erhält durch die Bewahrung in diesem Weltkrieg seine höchste Steigerung, muß sie erhalten und hat sie schon

bewiesen, oder Deutschland wird nicht sein. Die Macht der Gestaltung, die deutsche Kunst, erhält durch die Auswirkungen dieses Krieges ihr weltgültiges Format, ohne daß wir uns über persönlichkeitsbedingte Wege zu diesem Ziel zu unterhalten brauchen, weil wir allein Raum und Format für das Kunstschaffen mit den völkischen Mitteln bestimmen können, nicht aber den schöpferischen Anruf. Wir wissen nur, daß die zeugenden Spannungen unserer Gegenwart fruchtbar sein werden; wo und in wem sie zur vollendeten Form durchbrechen, wird nicht in unserer Entscheidung liegen. Allein mit der Bestimmung des Anspruches der Nation an den Künstler wird von selbst die Größe gegeben werden.

Die Macht der Erkenntnis, Wissenschaft und Forschung aber läßt sich in eine bewußte und auf die Zukunft gerichtete Planung eingreifen, weil sie nicht so sehr an elementare Erscheinungen wie Künstler gebunden ist, sondern vielmehr durch eine kluge Führung die vorhandenen völkischen Fähigkeiten zu Spitzenleistungen bringt.

Es ist selbstverständlich, daß die Gegebenheiten des Krieges und vor allem eines Krieges, wie wir ihn zu führen gezwungen sind, das Interesse der Jugend voll und ganz dem Soldatentum zuführt, daß Leistung und Größe sich am leuchtendsten im hervorragenden Soldaten abzeichnen und daß Kühnheit heute Kühnheit der Waffe ist. Aber gerade der Jugend ist heute vorzustellen, daß wir die Kühnheit des Schwertes nur in der weitausspannenden Kühnheit der Planung und Forschung über die Heldensage hinaus für das Leben des Volkes, dem unser Kampf gilt, für die Dauer erhalten können.

Es mag vielleicht in dieser Stunde etwas seltsam klingen, hat aber seinen tiefen Sinn und wird aus einer brennenden Notwendigkeit heraus ausgesprochen, die deutsche Jugend muß, schon aus ihrer Liebe zu Volk und Vaterland, Forschung und Wissenschaft wieder für sich entdecken als Gebiete, die ganzen Einsatz menschlicher Lebenskraft verlangen, die heute mehr denn je Einsatzwillen und Kühnheit junger Menschen brauchen.

Weder der Professor jüdischer Witzblätter noch der smarte Erfinder, dessen Ruhm in einem Millionenvermögen besteht, sind geeignet gewesen, einen tatendurstigen Nachwuchs zum Einsatz für die Forschung zu erziehen. Gerade die naturwissenschaftlichen und technischen Fakultäten müssen im einfachen Bewußtsein des natürlichen Menschen freigemacht werden von dem Odium, daß sie mit ihren Erkenntnissen ausschließlich unbekannte Goldfelder zu erschließen vermögen.

Die Umkehrung der Begriffe, die nämlich der Forschung zur Funktion der Industrie und

nicht die Industrie zur Funktion der Forschung gemacht hat, ist von einer überaus schädlichen Auswirkung gewesen. Die geistigen Bahnbrecher der deutschen und chemischen Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert sind nicht ausgegangen von dem Wunsch, hochbezahlte Stellungen als Betriebsdirektoren zu bekommen, sondern sie haben sich als Fanatiker der Forschung verhalten in ein Problem, in eine Aufgabe, deren Lösung dem Wohl ihres Landes dienen sollte, deren Erträge sie selbst meist nicht mehr genossen haben. Ein undeutscher Materialismus hat erst in der letzten Entwicklung den Begriff des Erfolges für den naturwissenschaftlichen oder technischen Forscher in bedenklicher Weise mit dem Begriff des Gewinnbringenden verbunden und geschäftliche Zielsetzung mit dem Erfolg der Forschung gleichgeschaltet.

Natürlich wissen auch wir, daß die Entwicklung der letzten hundert Jahre nicht ausgetrichen werden, daß gerade die industrielle Auswertung deutscher Forschertätigkeit im wirtschaftlichen Sektor die Breitenwirkung der Gelehrtentätigkeit in der ganzen Welt begründete und festigte und daß diese Industrie wert- und waffenschaffend ist und damit ihren bleibenden Beitrag geleistet hat und weiter leistet. Wir wissen auch, daß die industrielle und wirtschaftliche Ausnutzung auch wieder Voraussetzungen zur Weiterarbeit geboten hat.

Duisbergs Angebot an Hofmann, den Entdecker des Buns, zehn Jahre lang zu experimentieren bei einem Jahresaufwand von je einer Million Mark, war nur möglich, weil seine Werke aus den Forschungsergebnissen die Erträge brachten. So gesehen, schließt sich der Kreis normal. Aber diese Männer sind allein aus dem Grund zu den märchenhaften Erfolgen aufgestiegen, weil sie sich ganz der Lösung einer gestellten Aufgabe hingegen hatten, nicht weil der materielle Lohn sie zu dieser Aufgabe führte.

Gerade unsere großen Industrien müssen einsehen lernen, daß ein genialer Vorstoß in unerforschten Neuland, wie ja die Geschichte ihrer eigenen Werke ihnen selber beweist, in der Auswirkung wieder mehr Möglichkeiten für die Industrie erschließt als das vorzeitige Absaugen und Belegen von zehn wissenschaftlichen Kräften in den zweckgebundenen, notwendigen Diensten begrenzten Tagesbetrieb.

Der Forscher muß freigemacht werden von dem Zwang zum greifbaren und sofort kommerziell und industriell verwertbaren Erfolg. Nur so, fast möchten wir sagen in der Zeitlosigkeit des Problems, reift die Erkenntnis, und nur so baut sich die Macht auf, die Deutschland auf dem Gebiet der Erkenntnisfindung braucht.

Mag die Frage der wirtschaftlichen Verlockung sich mehr dem Nachwuchs auf naturwissenschaftlichem Gebiet gefährlich erweisen, so ergeben sich auf anderen Wissenschaftsgebieten andere Hemmungen, die heute den Einsatz eines fähigen Nachwuchses erschweren. Gerade die Geisteswissenschaften erscheinen uns vor allem durch die Frage gefährdet, daß neben gesicherten Gebieten der Philologie die großen Konzeptionen zu fehlen scheinen und damit ihr Sinn gerade für die Suchenden unter der Jugend in Frage gestellt ist. Alte Anschauungen sind erschüttert, und von den Lehrern des Alten ist natürlich nicht zu erwarten, daß sie nun von sich aus mit einer Jugend Neues erarbeiten. Es ist aber grundsätzlich falsch, nun einfach Gebiete liegen zu lassen, weil auf ihnen sich noch nichts oder überhaupt nichts Neues zeigt.

Gerade hier geht der Appell an den Unternehmungsgeist und den Wagemut der Jungen. Das Wort Richard Wagners an die schöpferische Jugend seiner Zeit gilt für alle Jugend: Schafft Neues! Aber schafft es auch, schafft es mit der ganzen Hingabe und Opferfreudigkeit, schafft in dem vollen Bewußtsein, daß Schaffen nicht Improvisieren heißt, nicht dem Tag zureden, sondern neue Erkenntnisse fördern, mit denen und durch die das Alte sich gründlich überwinden läßt. Abwarten ist immer ein Zeichen von Greisenhaftigkeit, und das Kennzeichen des wahren Forschers beruht nicht darin, daß er sich auf festen und unerschütterlichen Fundamenten ausruht, sondern daß er, zwar nicht schwärmend und voraussetzungslos, aber unbeirrt sich dem Neuen hingibt, damit es sich ihm erschließt, von ihm geordnet und gestaltet werden kann.

Darin offenbart sich die soldatische Haltung jedes Menschen, der sein Leben unter das Gesetz stellt, das Unmögliche möglich zu machen, das Unbekannte aufzuklären und der Erkenntnis zu erschließen und diesen Dienst aus Verpflichtung zu leisten, ohne nach Erfolg und Lohn zu fragen.

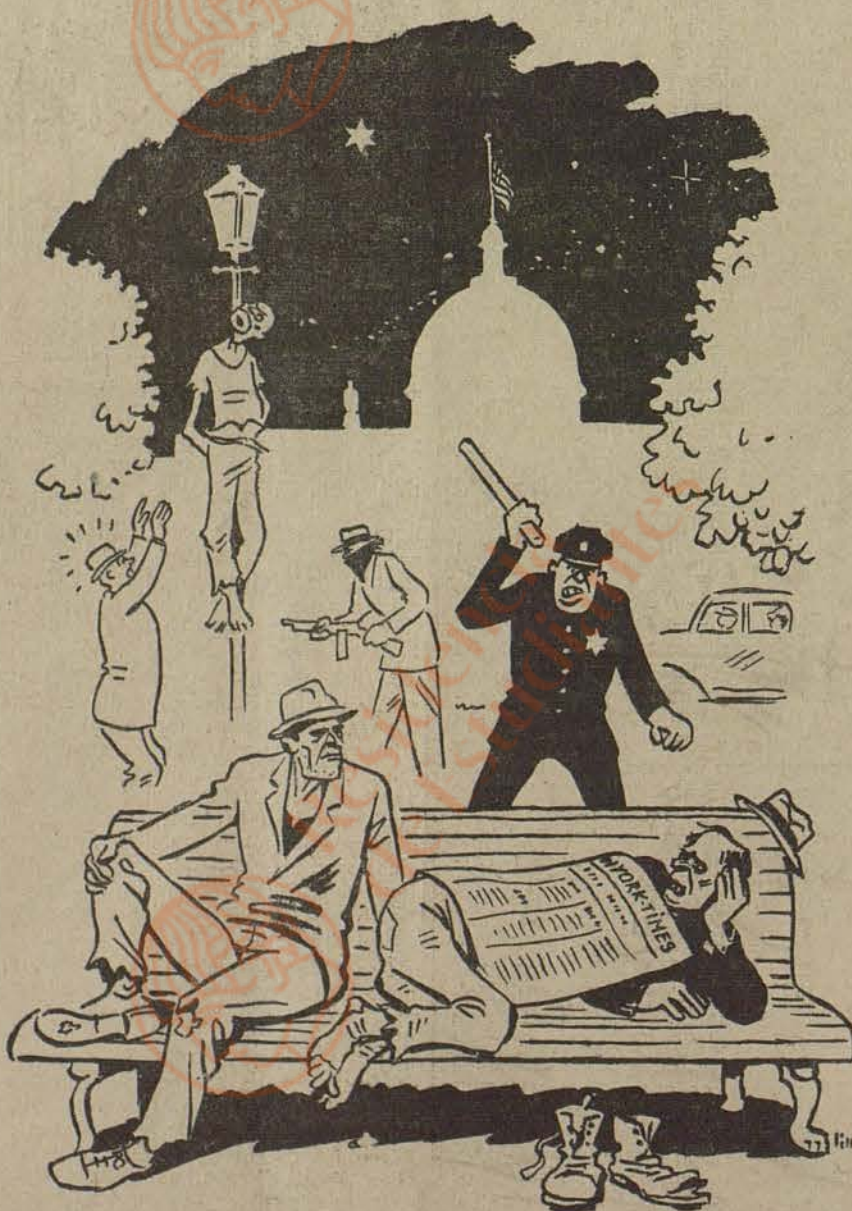
Millionen marschieren, damit die Heimat lebt, Millionen leben, weil einer fanatisch den Feind der Gesundheit suchte, bis er die Bazillen fand, Millionen brauchen nicht zu sterben, weil einer das Geheimnis des Serums entdeckte, Millionen brauchen nicht zu hungern, weil einer die Acker fruchtbar erhielt, Millionen arbeiten nach den großen Ideen weniger Männer!

Einer fand die alten Sagen unseres Volkes, und Millionen leben wieder im Stolz ihrer Nation!

Der deutschen Forschung dienen, heißt, sich der Ewigkeit verpflichten.

Wer sollte das besser verstehen als die Jugend unserer Zeit?

Unter dem Sternenbanner



Zeichnung: Bogner

Mein Bruder Jimmy? Der ist jetzt beim Militär. Hilft die Errungenschaften der amerikanischen Demokratie verteidigen

Hauptschriftleiter: Gunter d'Alquen, z.Z. Waffen-ff
Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH., (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 vom 1. Mai 1940 gültig.

Damals in Husiatyn...



Vor achtzehn Monaten, am 7. Juli vergangenen Jahres starb der **Waffen-SS**-Kriegsberichterstatter Hanns Lossa im Kampf um die Stadt Husiatyn den Heldentod. Die Heimat sah wenige Tage danach in der Wochenschau den letzten Bildstreifen aus der Filmkamera dieses tapferen Kriegsberichters und Soldaten: Ein Stoßtrupp der **Waffen-SS** arbeitet sich in der glühenden Sonnenhitze jener Tage über die Trümmer zusammengeschossener Häuser hinweg, umstellt ein Haus. Die Kamera hält im Bild fest, wie sie durch ein Hoftor einzudringen versuchen. Plötzlich stockt die Bildfolge, ein Flimmern geht über die Bilder. In diesem Augenblick trat die Kugel, sie traf Hanns Lossa mitten in der Arbeit. —

Diese Bilder sind die letzten Aufnahmen aus der Leica Hanns Lossas. Sie waren in der Überraschung des Augenblicks und in den kämpferischen Tagen der folgenden Zeit verlorengegangen und tauchten nach einem langen Irrweg vor wenigen Tagen wieder auf. Auch diese Bilder zeigen den Kampf um Husiatyn. Sie sind das späte Vermächtnis eines toten Kameraden, das uns trotz aller Fährnisse auf seinem langen Wege in die Heimat erhalten blieb.



Aufnahmen: **Waffen-SS**-Kriegsberichterstatter Hanns Lossa



Deutschland wird euch gehören

Da kommen nun diese Soldatenbriefe, die sich so gleichen, als hätte ihnen allen ein einziges Formblatt als Muster gedient. Wir liegen, schreibt der Soldat, da und dort, seit Monaten, oft auch seit einem Jahr und mehr; oder wir haben dies und das geschafft; wir haben den Iwan zusammengehauen, und wir kriegen ihn müde, darum ist keine Bange; oder wir haben dem Tommy wieder einmal beigebracht, daß wir deutsche Soldaten sind, und werden es tun, bis er den letzten Schnaufert tut; wir stehen in schweren Kämpfen, die Pflicht läßt uns nicht aus, wir haben nur wenige Minuten Ruhe; in diesen Minuten schreibe ich, denn ich muß meine Sorge loswerden.

Helft uns, sagt uns, was wird! Dir helfen, Kamerad? Ihr ständet, schreibt du, einer vielfachen Übermacht gegenüber, und nicht einen Augenblick lang habe euch das Gefühl der Überlegenheit verlassen. Und da soll euch die Heimat helfen, die sich doch nur klein und häßlich vorkommt, wenn sie an euch denkt, deren Sorgen so nichtig, deren Opfer so belanglos sind eurem Tun gegenüber? Euch helfen mit bloßen Worten?

Der Soldat ist ein seltsam zwiespältiges Wesen. Er hat keine Angst vor dem Tode, aber er hat Angst vor dem Leben. Es gibt nichts, was er draußen nicht anpacken würde, und hinge es mit Ketten am Himmel, aber vor der Bewährung in der Heimat drückt ihn — wenn er genügend Zeit hat — die Sorge.

Nicht alle sind es, aber viele. Die ganz Jungen, die mit 17, 18 Jahren auszogen und heute oft schon 20 und mehr sind; die damals „nichts waren“ und auch heute, wie sie meinen, immer noch „nichts geworden“ sind. Die Fünfundzwanzigjährigen, die gerade „fertig“ waren, als es losging, und nun fürchten, sie hätten alles wieder vergessen und den Anschluß verpaßt, und sie müßten sich wieder hinten anstellen im zivilen Leben. Die Dreißiger und Fünfunddreißiger, die ihre Existenz aufgebaut, ihre Familie begründet hatten: sie plagt die Angst, sie wären daheim überflügelt und überflüssig geworden, es ginge doch ansehnlicher auch ohne sie. Und die Vierziger! Wir alten Knochen, sagen sie, werden als altes Eisen heimkehren; als wir auszogen, standen wir auf der Höhe des Lebens; jetzt sind unsere Betriebe geschlossen, unsere Stellen sind besetzt; sollen wir von vorne anfangen? Wir täten auch das, es wäre bei uns nicht das erstemal; aber man wird uns nicht brauchen, man wird sich an die Jungen halten.

Sorgen um die Zukunft

Und da sind die andern, die von Ängsten geplagt werden, wenn sie an den Wandel der Zeiten denken, der sich ohne ihr Beisein vollzieht: Wir verließen eine freie Wirtschaft und kehren in eine gebundene zurück. Ich war freier Handwerker — wird es das überhaupt noch geben? Ich war Rechtsanwalt — wird man mich noch brauchen? Ich hatte einen kleinen Laden — man hört so viel, daß der kleine Kaufmann, da er „unrationell“ wirtschaftet, nicht mehr aufstehen soll! Ich bin ungelernter Arbeiter — wird man mich nach dem Kriege zwischen all die Fremdvölkischen stecken, die Deutschland dann noch mehr überfluten werden als heute, oder habe ich als Deutscher Aussicht, aufzusteigen und vorwärtszukommen?

Alle schreiben sie: das ist unser Gespräch in der Kampfpause, in der Ruhestellung, von dieser Sorge trägt jeder seinen Packen, kaum einer ist frei. Helft uns! Sagt, wie es sein wird! Sagt es genau. Ihr braucht uns nicht zu schonen. Wir wissen ja, Krieg ist Krieg, und Schnaps ist Schnaps. Schafft uns nur die Ungewißheit vom Halse — — —!

Wir verstehen euch nur zu gut. Woran denkt der Landsor? An Heimat, Heimkehr. Was ist Heimat? Die Lebenssphäre, die man verlassen hat. Man trägt sie in sich wie eine Momentaufnahme. Und so will man sie wiederhaben. Auf dem Tisch die rote Decke, die Frau immer noch im blaugetupften Kleid und immer noch so jung wie damals, und die Kinder immer noch so klein. Man wird zur Arbeitsstätte gehen, der Platz wird frei sein wie immer, dieselben Gesichter ringsum, dieselbe Arbeit, so wie man sie damals verließ. Der Laden, die Werkstatt wie ehedem. Die gleichen Kunden, „Sorg“ und „Freud“ wie immer, der Krieg ein schwerer Traum, aus dem man sich zum Wachsein zwingt.

Das liest sich wie ein Spaß. Nein, es ist wirklich so. Du holst das Auto aus der Garage, trittst auf den Anlasser, fährst zur Tankstelle, Benzin oder Gemisch? Im Tank ist noch ein alter Rest von Friedenszeiten her, du entsinnst dich ganz genau, es war Aral. Pedant, der du bist, willst du dasselbe haben. Wissen Sie, mit Benzin klopft er doch auf hohen Touren. Als wärest du in vier Jahren Krieg als Fahrer nie auf allen Vehikeln aller Systeme mit sämtlichen Treibstoffen fertig geworden, die je diesen Namen beansprucht haben! Ausgelöscht soll das alles sein! Fortsetzen dort, aber genau dort, wo man aufgehört hat. Das ist Landers, ist unser aller Traum. Und schwer drückt die Sorge, daß es nicht so sein könnte.

Nimm doch, Kumpel, das Herz in beide Hände! Es wird nicht so sein. Für keinen, ohne jede Ausnahme. Es wird alles anders aussehen, anders, als es war, und anders, als wir es uns vorstellen oder auch nur vorstellen können. Und es gibt heute in Deutschland keinen Menschen, der euch sagen kann, wie es im einzelnen sein wird, für dich, für mich und für jenen. Wir haben alle zusammen

nur den einen Willen: es besser zu machen. Dafür führen wir ja diesen Krieg. Dafür kämpfen, leidet, opfert ihr Soldaten ja an erster Stelle. Und wir wissen, daß wir diesen Krieg gewinnen und gewinnen müssen, denn, verlieren wir ihn, so brauchte sich keiner mehr Gedanken zu machen um seine Zukunft, es gäbe keine Zukunft mehr.

Da es uns aber gewiß ist, daß wir den Krieg gewinnen und mit ihm das größere Reich, Raum für alle, Arbeit für alle, Aufstieg für alle, die danach dürsten, weshalb sollte auch einer nur heimkehren müssen in ein Schicksal, das schlechter wäre als das große Volksschicksal, das uns alle umschließt?

Wir müssen uns nur die seelische Platzangst abgewöhnen, die ja gar nicht dem vermeintlich Schlechten, sondern dem Neuen, dem Unbekannten gilt. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er ist es so sehr, daß er sich sogar an das Soldatendasein gewöhnt mit seinen stündlichen Gefahren; also an das ungewisse, von blinden Zufällen abhängige Schicksal. Und selbst diese Gewohnheit scheint ihm

Wir hatten niemals Ruhe

Wir glauben nur an eine Ausweitung aller Lebensmöglichkeiten. Jeder wird sich in größeren Maßstäben zurechtfinden und lernen müssen, Probleme, die ihm vorher bedeutend erschienen, als nichtig zu erachten.

Als der Soldat auszog, verließ er ein kleines Deutschland in engen Grenzen, das einen Gutteil seiner Energien dabei verbrauchte, durch eine höchst komplizierte Organisation Dinge zu ersetzen, die anderen Völkern als selbstverständliche Mitgift in die Wiege gelegt sind.

Was haben wir getan, um uns auf enger Scholle doch zu ernähren, welche Umwege haben wir einschlagen müssen, jedem zu seiner Arbeit zu verhelfen. Wir haben Sandböden und Moore kultiviert mit einem Arbeitsaufwand, der in der Ukraine zehnmal größere Landflächen in blühendes Gartenland verwandeln würde. Wir haben magere Erze aus unseren armen Böden gescharrt und verhüttet, wo andere mit einem Bruchteil dieses Aufwandes aus dem vollen schöpften. Wir haben manch ein Pferd bewußt vom Schwanz her aufgezäumt, wenn wir etwa Bauvorhaben aufnahmen, weniger des Bauens wegen als vielmehr, um die Menschen zu beschäftigen. Und als die Maschine auf Touren lief, so daß es mit einmal zu wenig Arbeitskräfte gab, da haben wir unter dem äußersten Druck das System ins Gegenteil verkehrt.

Wir haben das alles geschafft, aber wir sind nicht zur Ruhe gekommen, und jedes einzelne Leben stand stetig unter dem Druck der harten Verhältnisse. Wir haben ja eigentlich Krieg gehabt, solange wir zurückdenken können. Wir haben Berufe abgebaut und die Zulassungen erschwert, und wir haben dieselben Berufe gefördert und ihre Tore weit geöffnet, so wie die Umstände es gerade erforderten. Das war nicht Krampf, das war eine geniale, aber auch schwierige Strategie der Volkführung.

Wir wollen bedenken, daß wir alles, was wir schafften, geschafft haben gegen alle gültigen Theorien der Volkswirtschaftslehre, ohne Gold, ohne Rohstoffe und gegen den Widerstand der ganzen Welt. Der einzelne ward darüber glücklich und zufrieden, und aus der Ferne gesehen machen sich Glück und Zufriedenheit noch größer aus. Aber unser Dasein war kein „normales“ Dasein, mag auch der einzelne das nicht immer so empfunden haben.

Nun aber soll uns der Sieg endlich das „normale Dasein“ bescheren, das heißt die Voraussetzungen eines normalen Daseins. Dieser Krieg ist ja ein Befreiungskrieg nicht nur im nationalen Sektor. Dr. Goebbels sagte unlängst: dieser Krieg ist eine soziale Revolution. Er meinte die soziale Befreiung der Völker, die bisher insgesamt unter dem Druck geminderter Lebensfähigkeit leben mußten.

Liebes Wirtschaftsamt!

Unlängst erzählten wir von einem Wirtschaftsamt, das allerhand Porzellan zerschlägt mit seinen dürftigen Ablehnungsbescheiden. Zurzeit keine Bezugscheine! Warum, weshalb, wieso, bis wann? Darauf darf sich der biedere Volksgenosse selber einen Reim machen. Meist aber ist ihm nicht zum Dichten zumute.

Dann wieder hörten wir von einem Wirtschaftsamt, das ließ sich nicht nur willig an-dichten, das dichtete sogar zurück. Es wird das Verseschmelzen wohl kaum zur Regel machen können, allein, wo man der Muse nicht die Türe weist, dort werden auch die Bittsteller nicht barsch abgefertigt. Wo die Poesie ihre Heimstatt hat, dort kann auch die Vernunft nicht weit sein.

Und jetzt meldet sich Salzburg. Ein abgewiesener Bezugscheinaspirant schickt uns voller Freude den Ablehnungsbescheid des Wirtschaftsamts im Landkreis Salzburg. Der hört sich so an:

„Lieber Volksgenosse! Ihr Antrag wurde eingehend geprüft. Leider konnte er nicht wunschgemäß erledigt werden, da die Bewirtschaftungsmaßnahmen im Interesse der Allgemeinheit zu größter Sparsamkeit verpflichtet. Wenn Sie bedenken, daß unsere Soldaten unter

Sicherheit, Geborgenheit zu bieten gegenüber einer unbekannten Zukunft, die doch jedenfalls angenehmer, ungefährlicher und weniger anstrengend sein wird.

Man sollte aber lernen, aus dem, was man bisher geleistet hat, auch auf die künftige Fähigkeit zu schließen, die das Leben meistern wird. Wir glauben doch alle an den Sieg, vertrauen auf die Kraft der Nation; weshalb sollte da der einzelne Mann nicht auch auf sich selbst vertrauen, da er doch sein gut Teil dazu beiträgt, daß alles sich zum besten wendet. Haben wir in gemeinsamer Leistung nicht schon eine Welt aus den Angeln gehoben? Wie? Und da wäre einer dabei, der Bange hat vor einer eigenen kleinen Welt oder vor seinem lieben Nächsten, vor den harmlosen Fährnissen des bürgerlichen Daseins?

Wir verstehen uns doch recht: Wir glauben nicht, daß nach der Heimkehr das große, wohlorganisierte Durcheinander ausbricht, in dem alle Berufe wie die Hemden gewechselt werden müssen, schwarz ist, was bisher weiß war, und verboten, was ehemals erlaubt.

Das wird nicht ohne eine gewisse Schockwirkung vor sich gehen. Es wird sein, wie wenn jemand aus dem tiefen Schacht ans Licht des Tages fährt. Augen und Trommelfelle werden schmerzen.

Die Deutschen waren durch ungezählte Generationen an engen Raum, an harte Arbeit gewöhnt. Auf engen Höfen saßen Bauern, die seit vielen Generationen das Zeug zum Großbauern besaßen, aber sie hatten sich mit der Enge abgefunden. Und nicht von heute auf morgen werden sie den Schritt des Sämanns annehmen, dessen Acker bis zum Horizont reichen. Sie haben den Geist, und sie haben die Knochen, aber es will doch gelernt sein. Es will gelernt sein, eine Sorge, ein Problem, das gestern noch eines war, morgen mit einer Handbewegung abzutun.

Ob du, Handwerker, deinen alten Schemel wieder besteigst? Es hat nicht vorn und nicht hinten gereicht, du wußtest stets, daß du andres schaffen könntest, aber allmählich ist dir der Schemel lieb und vertraut geworden. Ein Stück Heimat! Es wird schwer sein, die Romantik fahren zu lassen und nach Größerem zu greifen, das noch roh und ungefüge ist. Aber es muß sein, du bist es dir schuldig und deinen Kindern. Auch dein Leutnant geht ungern von seinem Zug, vertauscht ungern den alten Haufen mit einer neuen Kompanie, wo ihm kein vertrautes Gesicht zublinzelt, das sich in hundert Gefahren bewährte. Es muß sein, und schließlich findet er Erfüllung doch nur im Größeren. Denn das wäre ein schlechter Leutnant, der es ewig bleiben wollte.

Ihr fragt immer nach Einzelheiten, wie alles werden soll. Das tut die Heimat auch, laßt euch keine grauen Haare wachsen. Ihr kehrt, wenn sich auch vieles wandeln wird, ja nicht in die Fremde zurück, und nicht Fremde werden die Wandlung herbeigeführt haben, sondern ihr selbst habt es getan.

Dort, wo ihr steht, dort wird das Neue gebaut. Die jetzt noch hinten sind, die hier machen und tun und reden und organisieren, die haben ja doch nur euch den Rücken zu stärken, sind nur für euch da. Die könnten das neue Haus ohne euch, nach eigenen Plänen gar nicht bauen, selbst wenn sie es wollten. Die Bauherren seid ihr. Es ist eure soziale Revolution, die ihr euch vollendet, es ist euer Nationalsozialismus, der euer Leben formen wird. Keiner ist dem Führer näher, als ihr es seid.

Keiner der „Daheimgebliebenen“ kann euch den Rang ablaufen. Auch wenn es einer wollte, er käme nicht dazu, ihr werdet schon selbst dafür sorgen, ihr werdet die Herren und Meister und Richter unseres Lebens sein. Deutschland wird euch gehören, weil es euch sein Leben verdankt.

Bald schlägt's 13

Herrn Schulze III, der bei der Bamag-Meguini in der Abteilung B 8 die Auftragsbestätigungen herausgehen läßt, kroch es krabbelnd über die Leber. Oh, der verdammte Scheibenkleister, knirschte es aus dem Gehege seiner Zähne, oh, die verdammten Bürokraten!

Sie hatten ihm, Herrn Schulze III, eine Mahnung über 20 Pfennig zu wenig berechneter Verzugszinsen wegen verspätet bezahlter Hundesteuer ins Haus geschickt. So etwas bringt den bedächtigen Mann aus dem inneren Gleichgewicht.

Nur ruhig, Schulze, murmelte er, du darfst dich durch den verdammten Amtsschimmel nicht von der Arbeit abhalten lassen. Mögen die ihre Zeit, das kostbare Papier, die Post und seine Geduld verschleifen, sie wissen es nicht besser, der Deibel hol' sie. Deine Nerven aber gehören einer höheren Sache, deine Arbeitskraft dient der Rüstung, du bist ein, wenn auch kleines, so doch kostbares Rädchen im großen Triebwerk des Sieges. Nur ruhig Blut, Schulze III, die Augen der Nation sind auf dich gerichtet, auf dich wenigstens kann sie sich verlassen.

Und Schulze III wandte sich seiner Arbeit zu. Er bestätigte den Auftrag Nr. 705 730, und wenn der auch nur 200 Kilo Eisenwaren betraf, so setzte Schulze III doch seinen Stolz darein, ihm mit gleicher Sorgfalt das halbe Dutzend verschiedener Zeichen, Nummern, Siegel und Klebemarken aufzudrücken, die man für Herrn Krupp persönlich aufgewendet haben würde. Alles, was recht ist, so war seine Firma, sie ließ sich nicht lumpen. Als es so weit war, schrieb Schulze III nach den Vordrucken. Der Stift brachte sie heran.

Zwölf Versandanzeigen, Format DIN A 4, und eine rote Gebrauchsanweisung. Es war ein stattliches Bündel. Schulze wog es zufrieden schmunzelnd in der Hand. 30 Gramm Papier! Er hatte das so heraus. Nein, seine Firma war wirklich großzügig. Die knauserte nicht, wie andere es tun, selbst mit Papier. Und eine Organisation hatte sie, eine Organisation — —! Schulze III mußte an sich halten, daß er vor Hochachtung nicht erstarrte.

Wenn er so daran dachte, wie der Auftrags-empfänger gezwungen wurde, eine Gebrauchsanweisung zu lesen, danach zwölf gleichlautende Versandanzeigen auszufüllen und nebstbei, nicht zu vergessen, auch noch den Auftrag zu erledigen, wie die zwölf rückgesandten Versandanzeigen dann bei der Bamag auf zwölf Abteilungen verteilt, registriert, gebucht, gelocht, kartiert, bestempelt, geheftet, gebündelt wurden — — ei, Dunnerlitten! Und wie sich da die Hände regten, wie das alles blühte und gedieh — — —

Wer im Glashaus sitzt ...

Vor Schulze dreins geistigem Auge erstand eine dreizehnte Abteilung in Pracht und Herrlichkeit, mit eigenem Chefzimmer und gläsernen Wänden zum Durchschauen und unter seiner Leitung. Fräulein Müller, würde er sagen, Sie haben den Nummernklebettel auf der Versandanzeige von Schnauke & Co. schon wieder um zwei Millimeter zu weit nach links geklebt! Sie werden nie ein anständiger Mensch werden! Ich aber sage Ihnen: Ordnung ist das halbe Leben! Und wissen Sie, was die andere Hälfte ist? Nun, Sie wissen es natürlich nicht: die andere ist Organisation! Und alles andere ist Mumpitz! Wenn ich damals nicht den Gedanken gehabt hätte, die dreizehnte Versandanzeige einzuführen, unsere Abteilung stände nicht, ich säße hier nicht, und Sie? Ja, mein Kind, wo wären Sie — —?

Und Schulze III erwachte. Sein Blick, heimkehrend aus dem Lande der Verheißung, hing auf dem Druckvermerk, das der Drucker auf die Versandformulare gesetzt hatte: Erst im März 1942 hatte er der Bamag 50 000 Stück geliefert. Das waren 124 Kilogramm Papier auf einen Hieb und nur für Versandanzeigen. Käme es da auf ein dreizehntes Formular, auf eine dreizehnte Abteilung an? Selig lächelte Schulze III. Nein, jetzt nicht mehr. Wer es im Kriege geschafft hat, den Papierkrieg und den Papierverbrauch in einem einzigen Arbeitsbereich zu verzweifeln, der schafft auch mehr. Der hat auch die Narrenfreiheit dazu. Und am Ende kriegt er sogar das Papier.

Wir wollen aber den angenommenen Schulze III (das Beispiel selbst ist leider echt) gar nicht in seinen Träumen stören, wir wollen ihn stillschweigend nur in einem Punkt berichtigen. Er hat anfangs über die Bürokraten geschimpft. Er meinte — die Beamten. Das war ein kleiner Irrtum. Die Bürokratie ist durchaus nicht an die Amtsstuben gebunden. Sie kann dort auch nur in einem beschränkten Maße gedeihen. Wenn alle Stricke reißen, erstreckt sie an der sprichwörtlichen Sparsamkeit des Fiskus. Von dem blühen Papier, das der Fiskus heute noch bewilligt, mästet sich kein Amtsschimmel mehr. Aber in manchen Zweigen der privaten Wirtschaft, bei manchen Organisationen und bei manchen Großfirmen, da hat er Fettlebe, da juckt ihn der Hafer. Und noch ein Formular und noch eines! Und noch eine Abteilung und noch eine! Und schnell noch einen Wald abholzen, die dreizehnte Versandanzeige einführen! Das dient der Organisation, und die Organisation ist ja bekanntlich um ihrer selbst willen da.

Man sage nicht, daß die Organisatoren sich im Kriege etwa nicht einschränken! Müssen sie sich nicht mit Verwaltungsgebäuden begnügen, die für den Stand von 1939 zurechtgeschnitten sind? Soll es nicht gar Werke geben bei denen die Produktionsbetriebe immer noch größer sind als die Verwaltung? Ein qualvoller Mißstand, der die Organisatoren zwingt, die Einführung der vierzehnten Versandanzeige bis nach Kriegsende zu verschieben ...

Sex = „Appell“



Wie er in das herrliche breite Bett mit der himmelblauen Daunendecke gekommen war, wußte er selbst nicht genau



Jedenfalls war auch eine reizende junge Dame da, die damit beschäftigt war, sich auszukleiden...



Sie streifte schließlich ein entzückendes düftiges Etwas über ihre schlanken Glieder



— Los, raus, Mensch! Du hast Wache! —



— Los, raus, Mensch! Du hast Wache! —

Der Unwirt

Der Arbeitseinsatz verschlägt manche Leute in ungastliche Gegenden. Oder sollte man besser sagen: in unwirtliche Gegenden? Dann muß man es recht verstehen: solche Gegenden sind dann unwirtlich, weil in ihnen Unwirte hausen. Ein Unwirt ist der Gegensatz zum Wirt. Man findet Unwirte häufig dort, wo keiner freiwillig hingeht; oft in Bahnhofswirt, besser -unwirtschaften, in Kantinen oder in abgelegenen Orten und Stadtteilen, wo er, der Unwirt, keine wirkliche Konkurrenz hat. Dort liegt er wie die Spinne auf der Lauer nach armen Opfern, die seiner Gnade ausgeliefert sind.

So einen Unwirt gibt es irgendwo im Holsteinischen. Lange lag er auf der Lauer. Dann kam der fette Brocken in Gestalt einer Dienststelle, deren Angestellte, da es nichts anderes gab, wohl oder übel bei dem Unwirt wohnen und essen mußten. Der Unwirt drückte den Daumen auf das Prästhermometer, und siehe — sein Quecksilber stieg jäh empor.

Heute noch gültig?

Den Gästen war das unbehaglich, denn so, nein, so war das Essen wirklich nicht. Sie wandten sich an die Preisprüfungsstelle in Kiel. Das erfuhr der Unwirt. Und da setzte er seine Gäste an die Luft. Mit so kleinlichen Leuten wollte er nichts zu tun haben. Schließlich war ja Krieg, und wie denn sonst sollte er daran verdienen? Später, im Frieden, das wußte er, würde so was kein Mensch mehr kommen. Bis dahin wollte er sein Schäfchen auf dem trockenen haben.

Die Gäste schrieben an die Wirtschaftskammer Nordmark. So ginge das wohl nicht. Man möge kommen und dem Unwirt aufs Dach steigen. Jedoch die Kammer fand nichts dabei. Sie ließ dem Unwirt sogar die handliche Stütze geltender Rechtsprechung. Sie zitierte das Reichsgericht, das im Jahre 1930 also entschieden hatte:

„Dem Inhaber einer dem allgemeinen Verkehr geöffneten Gaststätte bleibt es unbenommen, den Kreis der in ihr verkehrenden Gäste zu bestimmen. Er kann nicht nur einzelnen bestimmten Personen, sondern auch gewissen Kreisen der Bevölkerung den Besuch seiner Gaststätte verweigern. Die dem Gastwirt erteilte behördliche Erlaubnis begründet nicht die Verpflichtung schlechthin, jeden Gast zuzulassen, und enthält keine Beschränkung seines freien Ermessens bezüglich der Zurückweisung. Ein Gastwirt, der Gäste zurückweist, macht damit nur von einem ihm zustehenden Rechte Gebrauch. Die Zurückweisung darf jedoch niemals in einer Form erfolgen, die den Tatbestand der Beleidigung erfüllt.“

Nun, es ist lange her, daß man in Leipzig so entschied. Mittlerweile hat sich Verschiedenes geändert und das sollte auch einer Wirtschaftskammer nicht entgangen sein. Der Gastwirt ist heute Treuhänder bewirtschafteter Nahrungsmittel. Er erhält Zuteilungen zur gerechten Versorgung jenes Bevölkerungsteils, der darauf angewiesen ist in Gastwirtschaften zu essen. Daraus folgt, daß es nicht an ihm liegt, sich die Gäste auszusuchen den einen zuzulassen, den anderen auszuschließen, wie es ihm gerade gefällt.

Nicht mehr maßgerecht

Denken wir doch zu Ende, was die Wirtschaftskammer zu denken begann! Der Unwirt schließt die Gäste aus, die sich über seine hohen Preise beschwerten, und er behält nur die Gäste, die sich nicht beschwerten. Die Konsequenz: Nur der Gast wird zugelassen, der jeden Preis bezahlt. Und jede Kontrolle wird unterbunden. Für Unwirte ein verlockendes Ziel. Für eine Wirtschaftskammer? Für eine Wirtschaftskammer, die öffentliche Interessen zu vertreten hätte, ein blühender Unsinn. Schließlich ist sie ja keine Unwirtschaftskammer. Sollte zumindest keine sein.

Anno 1930, vorher und nachher ist mancherlei als Recht gelehrt worden, was heute nicht mehr maßgerecht ist. Wie, wenn nun ein Unwirt die ihm von der Wirtschaftskammer

Nordmark durch die Blume erteilte Vollmacht bis auf die Neige auskostet, wenn er schließlich gar keine Gäste mehr beherbergt und verpflegt? Dann bekäme er womöglich, da er ja eine „dem allgemeinen Verkehr geöffnete Gaststätte“ betreibt, seine Zuteilungen von Kohle, Konserven, Getranken, Zucker, Marmelade und so weiter, und bräuchte sie nicht an Gäste weiter zu geben, denn es wäre ja ein „ihm zustehendes Recht“. Gäste zurückzuweisen? — Das Beispiel zeigt: So geht es also nicht. Und daß es so nicht geht, hat

auch Staatssekretär Esser als berufener Vertreter des Fremdenverkehrs oft genug verkündet. Der Gastwirt und der Hotelier haben im Kriege besondere Verpflichtungen, die weit über den Rahmen eines geordneten Friedensbetriebs hinausgehen. Der Einzelhändler muß sich im Kriege wahrhaft als Verteiler bewähren, und der Gaststättenbetrieb hat heute häufig Aufgaben zu erfüllen, die sich aus den besonderen Verhältnissen des Kriegs ergeben. Und in solchem Falle muß mit anderem Maß gemessen werden.

Die Funkenkette

Die Aufbauklassen einer Schule in Bad Tennstedt hatten von uns die Anschriften von Familien gefallener Kameraden erbeten und so etwas wie eine Patenschaft für die Kinder der toten Helden übernommen. Der Versuch ist geglückt. Zwischen den Kindern und ihren ebenso jungen „Betreuern“ hat sich eine herzliche Kameradschaft entwickelt, die über die Freude des Gebens und Empfangens hinaus ihre Früchte tragen wird.

Zwei der gefallenen Väter waren bei einer Feldformation. Der Führer dieser Einheit erfuhr davon, wie sich die Tennstedter Schüler und Schülerinnen der Kinder annahmen. Er erzählte es seinen Männern. Die Folge war, daß diese eine spontane Sammlung für eine bombengeschädigte kinderreiche Familie vornahmen. 300 Mark wurden dem Oberbürgermeister einer norddeutschen Stadt überwiesen.

So greift eins ins andere, so zieht eins das andere nach sich. Es braucht gar nicht organisiert zu werden. Der zündende Funke des Beispiels springt rastlos durch unser Volk. Man weiß gar nicht mehr, wo er ausgelöst wurde, noch weniger, wann seine Kraft er-

schaffen könnte. Auch die Tennstedter Kinder sind ja irgendeinem Beispiel gefolgt. Und so geht das ewig weiter. Das Schönste daran ist: zu sehen, wie dieser Funke von der Heimat zur Front, von da wieder zurückfindet ohne merklichen Widerstand, immer im gleichen Medium der nährlichen Gemeinschaft.

„Ich finde es wunderbar,“ schreibt uns der Rektor jener Schule, „wie selbstverständlich hier wieder der Soldat auf eine Bekundung der Volksgemeinschaft antwortet. Für uns ist die Tat der Soldaten eine Belohnung, wie wir sie uns nicht schöner denken können, sie soll uns weiter ein Ansporn sein, uns mit allen Kräften für die Gemeinschaft einzusetzen. Um den Sieg braucht uns nicht bange zu sein.“

Es sind ja gerade die kleinen Dinge am Rande der großen Werke, die solche Gewißheit schaffen. Zu wissen, daß da und dort und dort wieder einer aufhorcht und dich versteht und wortlos mitmacht; die wirkliche Gemeinschaft der Herzen und Hirne und Taten zu ahnen und zu fühlen, die wie ein stählernes Netz das ganze Volk überzieht; das gibt die Kraft zur unbeugsamen Zuversicht.

Teure Musen

Zu Parchim in Mecklenburg staut sich das Volk vor knallroten Plakaten. Heißa juchheil! Die Komödianten kommen!

„Rassow-Bühne Berlin. Der große Schlager der Saison! Von Babelsberg bis Zoo! Siegespiel-Revue in zwei Teilen von Erwin-Sachse-Steuernagel. Bezaubernde Klänge, Rhythmus, Gesang und Heiterkeit, beschwingte Melodien, schmissige neue Schlager bestimmen den Inhalt dieser Revue. Beste Kräfte, an vielen Großbühnen Deutschlands bekannt, bürgen für erstklassige Aufführung!“

So weit hat man gelesen, und wenn das mecklenburgische Blut auch nicht leicht in Wallung gerät, so ist man doch bereit, einzusteigen und den erfindungsreichen Schlagerdichter beim Wort zu nehmen: „Ich fahre mit der S-Bahn von Babelsberg bis Zoo!“ Aber dann fällt der Blick auf die Preise der Plätze: 3 bis 5 Mark (ohne Steuer)! Kopfschüttelnd geht man wieder auseinander.

Von Babelsberg nicht bis Zoo aber bis zum Zoo kostet es auf der S-Bahn 45 Pfennig. So billig kann es Rassows Künstlerschar ja nicht machen. Aber 3 bis 5 Mark? Staatsopernpreise? Es ist ja jammerschade, daß man die „Rassow-Bühne Berlin“ in Berlin nicht kennt, daß man „den großen Schlager der Saison“ sich hier entgehen ließ.

Vielleicht haben die Herren Erwin, Sachse und Steuernagel den Herren Strauß, Lehár, Millöcker das Wasser abgegraben, es könnte ja sein. Und vielleicht sind die an vielen deutschen Großbühnen bekannten Kräfte so berühmt, daß man ihre Namen nur nicht nennt, um sie vor Autogramm-Jägern zu bewahren. Es wäre ja denkbar. Aber solange man nichts Gewisses weiß, sind die Preise entschieden zu hoch, nicht nur für Parchim, sondern auch für Rassow.

Die Dinge liegen nämlich so: In der Landstadt Parchim kostet die Butter immer noch dreisechzig das Kilo. Man verdient dort nicht mehr als im Frieden. Und im Frieden hätte man für einen vorerst noch zweifelhaften, jedenfalls gewiß nicht weltbewegenden Kunstgenuß die drei oder fünf Mark nicht ausgegeben, und Rassows Männlein und Weiblein hätten vor leerem Gestühl auf die Tuba gedrückt.

Im Kriege ein Haus vollzukriegern, dazu bedarf es in doppeltem Sinne keiner Kunst. Das ist kein Beweis dafür, daß hohe Preise gerechtfertigt sind. Wäre es anders, so dürfte auch der Eintopf bei Aschinger zehn Mark kosten und ein Kinoplatz acht. Es gibt genug Leute, die jeden Preis zahlen, weil sie das Geld anders nicht loswerden. Dafür, daß das nicht geschieht, haben wir den Preisstop. Er herrscht auch im Reiche der Kunst. In Berlin oder Wien sind Theaterkarten vermutlich noch begehrter als in Parchim, aber sie kosten dennoch nicht mehr als im Frieden, der Ordnung halber. Nur hinterherum, beim Hotelpartier oder bei der Rotundenfrau, kosten sie mehr, aber das ist auch Unordnung und wird nicht öffentlich plakatiert. Es besteht mithin kein Anlaß, den „Provinzler“ das Geld aus der Nase zu ziehen, nur weil das heutzutage so wenig Mühe macht. Das gilt übrigens nicht nur für Parchim und auch nicht nur für Rassow.

Wir meinen ja nicht, daß man das Volk an die Kunst herannassauern soll. Das Volk hat für jegliche Leistung eine gute Witterung und weiß, daß sie bezahlt werden muß. Es bezahlt sie ebenso, gerne, wie es seine eigene Leistung bezahlt sehen will. Aber auch nicht mehr. Gilt der Preis- und Lohnstop für mich, so muß er auch für dich gelten.

In Parchim ist man jedenfalls dieser Meinung. Wir wüßten nicht, daß sie anderswo keine Gültigkeit hätte.

Kohle aufs Haupt?

Spart Kohle, Gas und Strom! sagt der Reichsmarschall... Der Betrieb des Herrn K. in Vöcklabruck ist nur ein kleiner Betrieb. Was kann der schon Kohle sparen? Und ist er bei aller Kleinheit nicht doch ein Rüstungsbetrieb? Wenn er also keine Kohlen spart, so verfeuert er sie wenigstens für einen guten Zweck.

Aber Herr K. ist nicht einer von denen die nur bis zur eigenen Haustür denken. Er weiß: es gibt hunderttausend kleine Betriebe. Und Kleinvieh macht auch Mist. Viele kleine Betriebe sparen viele Kohlen; vielleicht können sie mehr sparen als die großen. Und so läßt Herr K. die Feuerung seiner Dampfmaschinen umbauen. Er kann jetzt alle Abfälle seines eigenen Betriebes verfeuern die bisher fortgeworfen wurden. Jetzt werden die Kohlenhaufen nicht mehr so schnell kleiner wie früher, es macht sich bemerkbar. Die Reichsbahn spart hin und wieder einen Waggon. Die Arbeitskraft der Kumpels und Verlade dient insoweit anderen, besseren, noch besseren Zwecken.

Und Herr K. tut noch eines dazu: er setzt eine neue Arbeitszeit in seinem Betriebe fest, so, daß er beinahe nur mit Tageslicht auskommt. Jetzt braucht der Dynamo weniger zu surren, die Dampfmaschine ruht ein Weilchen länger und wieder wird Kohle gespart. So! Nun hat Herr K. alles getan, was getan werden konnte. Der Reichsmarschall wird mit ihm zufrieden sein. Er kennt zwar den kleinen Betrieb in Vöcklabruck nicht, wäre auch viel verlangt. Wenn aber alle kleinen Betriebe so verfahren, merkt es der Reichsmarschall doch an den Statistiken, die man ihm vorlegt, er reißt sich die Hände, und das gilt dann auch dem Herrn K. und seinem gesunden Menschenverstand.

Der nämliche Herr K. fährt dann eines schönen Tages nach Linz. Er hat dort zu tun. In der Bahn hat er ein kleines Erlebnis, darüber berichtet er uns in einem Brief. Es ist kein aufregendes Erlebnis, obwohl es von jungen Damen handelt. Die jungen Damen, die mit ihm im Abteil sitzen, zählen so 14 bis 18 Lenze. Sie scheinen allesamt Schülerinnen einer Handelsschule zu sein. Das stellt sich aber nur nebenbei heraus, denn sie reden nicht von Schulaufgaben und den Geheimnissen doppelter Buchführung. Nein, so rückständig sind sie nicht. Sie reden natürlich vom Friseur. Auch die Vierzehnjährigen.

„Also meine Dauerwellen sind so gemacht — ihre Dauerwellen sind so und waren im Vorjahr so — und deine Dauerwellen halten gut, weil darüber Wasserwellen sind —“

Herr K. hört sich das eine Weile an, dann flieht er entsetzt auf den Seitengang. Auf dem Seitengang stehen junge Damen. Vierzehn bis achtzehn.

„Meine Dauerwellen sind mit Wasserwellen, die halten gut, deine haben im Vorjahr besser gehalten, jetzt sind sie so, und meine lasse ich mir jetzt so machen —“

Bitte — der Herr K. ist kein Kostverächter. Er gesteht ohne weiteres, daß es nicht nur junge, sondern auch hübsche Dinger waren. Hübsch genug, um auch ohne Dauerwellen zu bestehen. Ihr Gezwitscher klang durchaus melodisch. Das war es also nicht, was Herrn K. in den nächsten Wagen trieb, wo einige Bauern von ihren Sorgen sprachen.

Herr K. konnte nicht aus seiner Haut. Er mußte rechnen. Ein Dauerwellengerät zu 3000 Watt macht 3 Kilowattstunden je Dauerwelle. Drei Millionen junger Damen von 14 bis 18 macht 9 Millionen Kilowattstunden, sagen wir alle drei Monate einmal, oder 3 Millionen Kilowattstunden im Monat. Das sind 300 000 Kilo oder 30 000 Tonnen oder 3000 Waggons Kohle — — —

Herrn K. wird schwindlig zumute. Uns auch. Denn wenn die Rechnung stimmt, müssen viele Kleinbetriebe ihre Feuerungen umbauen und ihre Arbeitszeiten verlegen, und viele Herren K. müssen angestrengt und verantwortlich nachdenken, und in vielen Haushaltungen muß mit Licht und Wärme und Gas geknauert werden — damit dabei die 3000 Waggons Kohle monatlich oder die 100 Waggons Kohle täglich gespart werden, welche die jungen Damen zwischen 14 und 18 für ihre Dauerwellen so dringend benötigen.

Und wenn die Rechnung nicht stimmt — man wird uns ganz bestimmt mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachweisen, daß sie nicht stimmt —? Dann ändert sich gar nichts, denn auch 50 Waggons Kohle täglich, auch 25, auch 12, ja, Himmelkruzifürken, sogar ein Waggon Kohle täglich für Dauerwellen — es wäre zu viel, denn mit diesem einen Waggon Kohle wird ein Munitionszug durch ganz Deutschland gefahren

Für die Waffen-44

Die Front der Waldläufer

PK. Fast 20 km weit stößt der Knüppeldamm durch die karelische Waldwildnis. Lastwagen, Meldekrads, Kanonen schwanken über die schneeerwehten Sumpfstreifen, unter denen braune Moorlachen auf ihre Opfer warten. Ständig hämmern und basteln Männer an der schmalen Rollbahn, ohne die dem Nordflügel dieser Urwaldfront der Atem ausginge. Wo sie endet am großen See, über den sich heute die ersten Schlitten kilometerweit zu den äußersten Stützpunkten vorwagen, dort beginnt das Niemandsland von mehr als 100 km Weite. Aus ihm aber kriecht tückisch verborgen die „Gefahr Nummer 1“. Um und hinter die deutschen Posten und Linien! Krallt sich fest wie die Läuse im dicksten Pelz, gerade dort, wo die Knüppel liegen.

Minen, zerschnittene Kabel, Schüsse aus dem Nichts, grausamer Mord und eine Vernichtungsgabe, die Schule verrät; sie sollen den deutschen Nachschub stören. Dem Rücken des Frontflügels gilt Nadelstich um Nadelstich. Täglich soll er Hunderte seiner Männer im aufreibenden Wach- und Spähtruppdienst einsetzen. Noch aber haben sie drüben nicht das richtige Bild. Und deshalb heißt eins ihrer Hauptziele: Gefangene! Aber sie haben sich getäuscht, wie sie sich täuschen werden!

Vor Wochen schon überfielen sie einen Bauraup, ließen den LKW hochgehen, die zwei aber, die sie mitgehen ließen, die blieben stumm... Und deshalb mußte die sowjetische Aufklärungsabteilung einen neuen kampfstarken Spähtrupp — eine der üblichen Banden — hinaus in die Wälder schicken. Der sowjetische Kommandeur hatte getobt. Es wurde Zeit, vom Deutschen mehr zu erfahren! Ihm bangte vor Überraschungen, ihm schoß es von drüben zu lebhaft, er fühlte es, da lag in den Stellungen eine geballte Kraft, die explodieren konnte.

Die beiden Bausoldaten hatten geschwiegen. Ihr Mut trieb die Sowjets zu einem Unternehmen, dessen prompte Beantwortung ihnen nicht nur Verluste, sondern eine schwerwiegende Lehre eintrug.

Das sowjetische Stabsquartier hatte den neuen Kurs der Truppe durch die unwegsamsten Teile des Waldmeeres ausgearbeitet. Proviant, Funk, Ausrüstung, durchweg mechanische Waffen alles auf Wochen berechnet. Oberleutnant B., der Politruk P., alles Waldgänger des russischen Nordens. Sie wie ihre

Armisten Gesellen ohne Gewissen! Von Jugend an wild verhetzte Sowjets, Naturkinder noch, aber mit satanischen Mordinstinkten; ebenso die Permjaken des Nordwestrals.

Zweihundvierzig Mann, so schlichen sie los im Schutz des winterlichen Dunkels. Raffiniert getarnt deutsche Uniformen und — die armen Irren! — einen Wust „antifaschistischer“ Propaganda im Rucksack. Nach Tagen waren sie am Ziel. Ein Funktrupp bildete den Hauptstützpunkt am See „X“ und legte ein Verpflegungslager für eine Woche an. Ein Kommando verminnte den deutschen Knüppelweg. Ein drittes tastete nach Osten, um im nächtlichen Überfall aus deutschen Gefechtsständen und Trossen Gefangene herauszuholen. Sie tappten aber im Dunkeln. Weiß der Teufel — sie mußten es aufgeben. Die deutschen Positionen lagen wieder einmal woanders als vermutet.

Der Banditentrupp am Wege aber liegt seit einer Nacht im Holz verborgen. Ohne Feuer, aber diese Waldeute sind kältegefest. Zu der

Stelle, wo die Zugmine lauert, haben sie eine Schußbahn geschlagen. Das leichte Maschinengewehr liegt in Stellung. Der Morgen lichtet sich auf. Endlich hören sie Schritte. Triumphierend entschließen sie die Waffen. Die Mine geht hoch, gezogen von dem feigen Gesindel gegen einen allein marschierenden Mann. Nun werden sie nervös. Die Mine die Schüsse, der Boden wird zu heiß. Also ab! Und seit dieser Minute vollzieht sich unsererseits alles in logischer Folge. Bis zur eisernen Säuberung eines Waldgebietes von der Größe des Harzes.

Eben hatte der davonhastende Trupp noch ein paar Leitungen durchschnitten, alte, Gott sei Dank, da fuhren die ersten Schüsse hinter ihm drein. Keine Viertelstunde war um, seit der einsame Urlauber von der Mine gefaßt wurde. Und schon stob der erste PK-Panzerjägerspähtrupp in den Wald hinein. Bausoldaten der nahen Baustelle, Feldgendarmen, so waren sie schnell vereint, denn die Minendetonation verhielt ihnen nichts Gutes.

Bis zur Vernichtung

Inzwischen läuft Befehl auf Befehl durch die Leitungen. Um 9.30 Uhr haben sie den Feind gepackt. Jagen hinter einer Blutspur her. Ein zweiter Spähtrupp schlägt sich zur überholenden Verfolgung in die Sümpfe. Ein Stützpunkt, von dem aus der sowjetische Rückzug bedroht ist, schickt seine besten Männer los. Und ein viertes Kommando sticht ebenfalls in die Wildnis.

Trupp 1 hat die Banditen gefaßt, läßt sie nicht los. Wie wenn der Marder den Eichkater jagt, prescht es durch die Stämme. Heimtückisch legen die Banditen Holzminen auf ihrer Rückzugsspur. Auch schießen sie genau. Der Verfolger hat die ersten Ausfälle. Bald aber findet er die ersten Toten der Sowjets, tief in den Schnee gesackt. Ja, sie haben gut getroffen.

Dann stellen sie auch einen sowjetischen Feldwebel. Fanatisch bis zur Selbstvernichtung wehrt sich der sibirische Riese. Noch im Fallen schießt er um sich. MP-Kugeln fetzen ihm den Rücken auf. Da zieht er seine letzte Handgranate ab, wirft sein Gewicht darauf — wumm — und von dem sowjetischen Feldwebel M. zeugt nur noch ein zuckender Haufen Fleisch.

Um 12 Uhr ist der Trupp vernichtet, der Rest ist zersprengt, bei aller Ausdauer ohne Hilfs-

mittel hoffnungslos der Einöde preisgegeben. Zwei halten immer noch die Arme steil erhoben. Angst verzerrt ihr Gesicht. Die Augen sind blutunterlaufen. Grigorij aus Wologda, Schalwa, der schwarze Abchase — stockend geben sie erste Auskunft.

Die PK-Einheiten rund am Knüppelweg lassen nicht mehr locker. Drei neue Kommandos machen sich an die Aufspürung des sowjetischen Haupttrupps. Sie kennen die Gewohnheiten der Banditen. Irgendwo dort muß ein Stützpunkt sein, ein Proviantlager, ein Nest, von dem aus immer wieder die Nachschubstraße verseucht wird. Nachts kein Erfolg — klar! Gegen 10 Uhr vormittags aber kann der Funktrupp durchgeben: „Nördlich X-See neue Fühlung!“ Die erste Sperrgruppe erhält von der kleinen Seeinsel aus Feuer. Das Eis trägt bereits. Also ran! Drüben hämmert das IMG. Drei Gestalten verschwinden nach Süden. Nur ein blutiges Hemd bleibt auf ihrer Spur. Das IMG schweigt. Und nach Norden sehen sie plötzlich vier Mann entweichen. Das Nest also ist ausgehoben. Alles haben sie stehen und liegen lassen. Aber die Sowjets werden in der Eiseskälte inmitten des Wildwaldes ihr Leben kaum erhalten können.

(Fortsetzung auf Seite 7)

Das Eichenlaub
für PK-Oberführer Fegelein



Aufn.: PK-Archiv

Der Führer verlieh dem PK-Oberführer Hermann Fegelein, Kommandeur einer Kampfgruppe im Osten, als viertem Führer in der Waffen-44 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Der Führer sandte an diesen hervorragenden Truppenführer folgendes Telegramm:

„In dankbarer Würdigung Ihres heldenhaften Einsatzes im Kampf für die Zukunft unseres Volkes verleihe ich Ihnen als 157. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.“

gez.: Adolf Hitler.“

Du oder ich

PK. Nicht weitab von seiner Kompanie führte der Untersturmführer seine dreißig Männer durch den verwachsenen und verfilzten Wald. Ein mühseliger Aufstieg über einen jäh ansteigenden Hang zur Hochfläche des bergigen Geländes lag hinter ihnen.

Er winkte seine Männer heran. Sie umstanden ihn mit geröteten Gesichtern und fliegenden Pulsen. Nur der kleine Freiwillige, der gestern erst seinem Zuge zugewiesen wurde, mühte sich noch auf halber Höhe des Hanges. Unmutig sahen seine Männer in die Richtung der Geräusche von knackenden Zweigen und klirrendem Gestein. Wer weiß, wo die Bolschewisten sitzen, die sie jagen. Vielleicht wird gerade dieses Geräusch zum Verräter?

Der Zugführer gibt seine Anweisungen für die Nacht. Feldwachen und Posten werden eingeteilt, und so wird auch der junge Freiwillige zum ersten Male vor eine soldatische Aufgabe gestellt. Nach Durchschreiten eines Waldstückes wird ihm am Rand einer Lichtung vor einer sich dehrenden, mit Buschholz bestandenen Fläche ein Platz angewiesen. Er ist Sicherungsposten der Feldwache...

Es ist merkwürdig — über eine Stunde liegt der Junge fast bewegungslos, hineinstarrend mit brennenden Augen in die Nacht und dennoch nicht weniger erregt als bei jenem Aufstieg schlägt das unruhige Herz.

Seine Gedanken überbrücken Zeit und Raum. Er denkt an das Land, aus dem er kam, an seine ferne Heimat, jenes Grenzland Banat, das immer und zu allen Zeiten ein Land wehrhafter Grenzbauern gewesen ist. Und was da in seinem Herzen spricht, ist das kämpferische Erbe seiner pfälzischen Ahnen, die immer um ihr Deutschland zu streiten und auch zu sterben verstanden...

Halt, drüben auf der Lichtung schieben sich im Halbkreis schwach erkennbare Schatten heran. Jetzt ist wahrhaftig keine Zeit zu länger Überlegung, denn die Schatten kommen näher.

Sie sind schon auf Wurfweite einer Handgranate heran. Zwei Handgranaten reißt der Junge ab und wirft sie in Gedankenschnelle genau in den Mittelpunkt der feindlichen Ansammlung. Greller Feuerschein zuckt auf, und mit einem pfeifenden Krachen wirbelt der Tod die Schatten durcheinander.

Was noch lebt, steht im Schrecken erstarrt, und nun rast erneut das Entsetzen heran. Pistolenschüsse peitschen aus nächster Nähe, eine Gestalt springt sie an, brüllend mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hat. Zwei drei Bolschewisten sinken noch um, unfähig zu jeder Gegenwehr — aber immer noch brüllt die Stimme, immer noch fährt ein Blitz aus der Mündung der Pistole, obwohl kein Feind mehr steht.

Mit leergeschossener Waffe steht der Freiwillige, der sich die Spannung und alle Erregung vom Herzen geschrien hat, und nun merkt er erst, daß ihm der kalte Schweiß aus allen Poren bricht und seine vibrierende Hand die Pistole kaum noch zu halten vermag.

A's die Kameraden auf die vom silbrigen Schein des Mondes überflutete Lichtung treten, kommt der Junge langsamen Schrittes auf sie zu. „Dort“, sagt er, „dort liegen sie. Es waren sechs Mann. Zwei leben noch.“ Der Scharführer drückt ihm schweigend die Hand. Hier gibt's nichts zu reden.

PK-Kriegsbericht Dr. Hanns Schneider-Bosgard



Am Kessel von Toropez

Aufn.: PK-Kriegsbericht Büssel

Kampf im Fels

44-PK. Das Engtal ist erfüllt vom mächtigen Rauschen des Wildbaches, der zwischen seinen felsigen Ufern zu Tale drängt. Und doch stört sein ewiges Lied die Stille nicht, die hier Herrscherin ist; es gehört zu ihr, ist gleichsam ein Teil der erhabenen Ruhe dieser Bergwelt. — In den Katen die eng an den Felsen geschmiegt, die Straße säumen, sind die Lichter längst erloschen. Es geht auf Mitternacht zu.

Da schwillt von fern her Motorengeräusch an, wird lauter, Scheinwerfer blitzen für Sekunden auf, langsam schiebt sich eine Kolonne schwerer Mannschaftswagen in das Tal und erfüllt wenige Minuten später das Dörfchen mit seltsamem Leben: Im Licht der Taschenlampen bewegen sich Gestalten, halblaut Kommandos flattern auf, metallenes Geräusch klappert. — Die Kompanien sind abgesessen, sammeln sich zum Aufstieg.

Uns sind die Glieder noch steif von der langen Fahrt im engbesetzten Wagen, den wir noch mit zwei der kleinen, zähen Tragpferde teilen mußten. Durch schlafende Dörfer, menschenleere Städtchen waren wir gekommen, und immer standen vor uns die ragenden Berge, deren Konturen im schnell hereinbrechenden Abend mehr und mehr verschwammen, um schließlich in der mondlosen Nacht völlig aufzugehen. Sichtbar blieb nur das helle Band der Straße, auf der unsere Wagenreihe nach Nordosten rollte.

Wortlos saßen die Männer neben mir, rauchten ihre Zigaretten, schliefen. — Heute morgen erst waren sie von hartem Einsatz zurückgekehrt, der mehrmalige Feindberührung gebracht, und die Kompanien Tote und Verwundete gekostet hatte. Nur wenige Stunden der Ruhe waren ihnen vergönnt, dann hieß es wieder aufsitzen zu neuer Jagd.

Der Auftrag war nur in Umrissen bekannt. Bis auf 2000 Meter Höhe sollte es heute hinaufgehen und dann von einer Seite her, von der sie uns sicher nicht erwarten, der Angriff gegen eine seit Stunden umstellte versprengte Feindgruppe vorgetragen werden. Es wird ein heißer Tag werden.

Wir waren froh, als die Fahrzeuge hielten und wir unsere Beine wieder strecken konnten. Nun steigen wir den schmalen Talweg empor. Hier und da nur fällt ein geflüstertes Wort, das Knirschen des Schnees unter den schweren Bergschuhen, und das Poltern des Gerölls wird vom Rauschen des Baches verschluckt, den wir auf knarrenden Holzstegen mehrmals überqueren. Rechts und links steigen schroff die bewaldeten Höhen empor, verlieren sich im Dunkel.

Unsere Sinne sind auf den Weg konzentriert, der immer steiler in das Tal hinein führt und in einen Bergpfad mündet. Kaum ist der Vordermann zu erkennen. Ein weißes Taschentuch, an seinen Rucksack gebunden, ist Wegweiser. Der Himmel hat sich nun

völlig umzogen, es ist stockdunkel. Ein leichter Schneeregen geht nieder.

Wir starren auf das Weiße vor uns, stolpern über Wurzeln, Steinblöcke, lauschen dem Keuchen der anderen und hören, jetzt schon tief unter uns, das Lied des Wildbaches. Immer wieder müssen wir die Augen für Sekunden schließen, wunderliche Halluzinationen gaukeln uns die Nacht vor, immer wieder tappen wir gegen die mächtigen Fichten, die den Weg säumen, oder rutschen meterweit den Hang hinunter.

Stunden schon steigen wir durch die Finsternis, in langer Reihe, schweigend, aber mit überwachten Sinnen. Die Augen schmerzen, schwer drücken die Rucksäcke. Trotz der Kälte tragen wir die Jacken offen, haben die Ärmel hochgekrempelt. Unsere Hemden kleben am Körper. Gegen vier Uhr morgens beginnen allmählich die Gestalten vor uns, der Weg, der Wald deutlicher sichtbar zu werden. Es ist uns, als träten wir aus einem langen, dunklen Tunnel

langsam ans Tageslicht. Als dann nach einer Weile die erste Rast gemacht wird, leuchten die Spitzen der Berge, flimmert der Firn bereits im Schein der aufgehenden Sonne, während in den Tälern noch schwere, weiße Morgennebel liegen. Wir haben uns in Gruppen auf den feuchten Waldboden gestreckt, blicken zu den Höhen empor, die es heute noch zu bezwingen gilt. Bald wird der Wald aufhören und in niedrige Latschen übergehen. Aus ihnen heraus aber ragt steil der Fels, von Rissen durchzogen, verwittert, majestätisch schön im ersten Morgenrot.

Neben mir liegt der Kompanieführer, ein Sohn der alpenländischen Berge. Er liebt diese feindlichen, gefährlichen Wälder und Gipfel, und kaum einer ist unter seinen Männern, der ihnen nicht ebenso verfallen wäre, gleichviel, ob er nun Märker, Schlesier, Sachse oder einer aus dem Westen des Reiches ist. Viele der Männer hatten noch niemals Gipfel bestiegen, bevor sie hierher kamen, hier lernten sie es, auch wenn es sie hart, sehr hart angekommen ist. Sie lernten es unter Flüssen und Verwünschungen. — Heute tragen sie den Bergschuh ebenso selbstverständlich wie ihre Kameraden aus Tirol oder Kärnten.

Der Feind wird gestellt

Wir haben unsere Rucksäcke wieder aufgenommen, — der schwierigste Teil des Weges liegt nun vor uns. Langsam wird das letzte Stück Hochwald durchschritten.

Der Weg verliert sich allmählich in einen völlig verwachsenen Steig, den man mehr errahnen muß als sehen kann, die Spitze aber hat schon die Latschen erreicht. Die Männer haben die Karabiner und Maschinenpistolen quer über die Rucksäcke gehängt, um beide Hände freizubekommen. Die Beine allein schaffen es nicht mehr. Schritt für Schritt geht es höher. Ruhig und sicher setzt der Vordermann seinen Bergschuh auf, turnt gewandt über Spalten und Risse. Die Hände greifen in die Latschen, ziehen, stützen.

Die ersten haben jetzt den kahlen, scharfen Grat erreicht, der steil zur Zinne führt, die unser Ziel ist. Nur wenn man den Kopf in den Nacken legt, sieht man ganz vorn den Abteilungskommandeur weit oben schon im Felsen. Die Hände sind vom scharfen Gestein, vom Geist der Latschen blutig geschunden, Hose und Windjacke sind schlimm mitgenommen. Wir halten einen Augenblick inne, um zu verschlafen.

Plötzlich ein unterdrückter Schrei! Ein menschlicher Körper stürzt, kollert, sich überschlagend, an uns vorbei, bleibt blutüberströmt in den Latschen hängen.

„Achtung, Steinschlag!“ brüllt es gleichzeitig von oben. Wir pressen uns ans Gestein, ziehen die Köpfe ein; mehr können wir nicht tun. Dumpf polternd kommen drei, vier mächtige Gesteinsbrocken heruntergerast, springen über uns hinweg, verschwinden tief unten im

Wald. Wir haben den Atem angehalten, jede Sehne, jeder Muskel war gestrafft. Dann wird der Verunglückte geborgen. Unsere Gruppe arbeitet sich an ihn heran, verpackt den Bewußtlosen in eine Spezialtrage und beginnt ihn unter unsäglich Mühe abzuseilen. Erst am Weg unten kann er von Sanitätssoldaten verbunden und geschient werden. Der Abtransport ins Tal wird Stunden in Anspruch nehmen.

Langsam arbeiten wir uns weiter empor, turnen über den Grat, der den Kameraden zum Verhängnis wurde, erreichen keuchend die Höhe.

Uplötzlich sind wir von einem wogenden grauen Wolken- und Nebelmeer umgeben, aus dem nur noch die Gipfel schemenhaft herausragen. Eng aneinandergepreßt hocken wir auf den Felsbrocken, bis uns der neue Befehl ruft.

Und dann ist es soweit: In den ersten Nachmittagsstunden ist der Gegner gestellt, und durch den Wald geht der Tod. In das Brechen der Äste und das Poltern eiliger Schritte schlagen die Feuerstöße unserer Maschinen-gewehre, peitschen die Karabinergeschosse, Schreie flattern auf, doppelt und dreifach brechen sich die Stimmen des Kampfes an den ragenden Felsküssen. Bis zur letzten Patrone wehrt sich der Gegner, für den es kein Entkommen gibt. Dann wird es wieder still um uns.

In langer Reihe schreiten die Männer den schmalen Bergpfad zu Tal. Noch liegt die Spannung des Erlebten in ihren Gesichtern, die aber auch schon wieder das erste befreiende Lachen tragen: Der Auftrag ist ausgeführt.

44-Kriegsbericht R. Stürmer

Die Front der Waldläufer

(Fortsetzung von Seite 6)

Tauwetter vernichtet die letzten Spuren — Bundesgenosse des Feindes. Ein Vorwärtskommen im Walde ist unmöglich. Aber die Organisation der Bandenabwehr läuft auf Hochtouren. Sie versäumt keine Minute. Noch fehlen Anhaltspunkte über die sowjetischen Bandenführer, noch müssen Versprengte — die Gefangenen sagen es ja — irgendwo stecken. Und dann bestätigt es eine genaue Beobachtung. Wie wichtig, nicht nur in den Wald zu starren! Ein Flugzeug englischen Baumusters wirft Fallschirme ab. Sie haben also um Hilfe gefunkt, sitzen nun frisch versorgt im Walde, eine neue Gefahr!

Statt 80, wie am Vortage, ziehen nun 160 Mann von uns los. Jedes der deutschen Jagdkommandos hat genauesten Auftrag, kennt die Trampelpfade, die Schlupfwinkel. Der Funk wahrt den Zusammenhalt über die Ferne, die neuen Leitungen des unermüdlichen 44-Nachrichten-Trupps führen zu den frisch angelegten Zentralen inmitten des unsicheren Gebietes. Die Befehle laufen schnell und sicher. Und alle Männer tragen ihre bestimmten Erkennungszeichen, haben ihre Parole.

Der Haupttrumpf ist der Storch mit dem Abteilungsadjutanten als Beobachter. Überall, wo die Zeichen gelegt sind, wirft er seine Meldungen, umkreist die entlegensten Sümpfe, im Tieflieg der Berge, sichtet sogar Bärenspuren, aber die Sowjets haben sich geduckt wie das Geflügel vorm Sperber. Sie wissen, was die Uhr geschlagen hat.

Während vier große Trupps sich vielfach gabeln und genau abspüren, was gefährdet scheint, ist der Bandenhaupttrupp bereits auf der Flucht. Weit in den Norden verschlagen! Er wird berichten müssen, daß es hier kein Durchkommen mehr gibt.

Trotz Nässe und Frost haben die 44-Jagdkommandos ganze Arbeit getan. Zähe Ausdauer, Kameradschaft halfen über alles Schwere. Der Storch hatte seine Mühe, im Schneesturm heimwärts zu finden. Gefährlich tief hüpfte er über die Straße, eine andere Orientierung gab es nicht mehr. So hatte er noch alle Härte des Polartages auszukosten, bis die Landung gelang.

Die Leistung solch einer kombinierten Unternehmung, improvisiert aus dem Augenblick und doch handfeste Organisation, sie wird von der Beständigkeit der Truppe im Verfolgen, Umschleichen und schnellen Zupacken bestimmt. Das Gefecht, die Vernichtung sind das Ziel, in seinen Voraussetzungen aber, in der Waldkenntnis, kaum noch menschlichen Ausdauer, im Annähern einfach, dort verbirgt sich die große Tat.

44-Kriegsbericht Georg Wilhelm Pfeiffer.

FRANK
Rohmöbel BERLIN

Wie neugeboren
ist Ihnen zumute, wenn Sie
Ihren Füßen eine wirkliche
Pflege angedeihen lassen.
**Hühneraugen
und Hornhaut**
beseitigt zuverlässig die
bewährte
„Eidechse“ Schälkur
CARL HAMEL & CO.
FRANKFURT/M. 9

Eidechse - Fußpflege

**erst denken
dann Spectrol benutzen!**

„Wie gut, daß es Spectrol gibt“
— das sagt jeder, der Spectrol
kennt! Spectrol entfernt schnell
und schonend Flecke aus allen
gebräuchlichen Geweben und
aus Leder. Es hilft, unentbehrliche
Kleidungsstücke erhalten,
also Punkte sparen. Natürlich:
wo etwa schon Wasser genügt
— z. B. bei Zuckerflecken —
da wäre Spectrol fehl am Platz!

S 4

► PFEILRING WERKE AG. ◀



HARDTMUTH
Bleistifte

M A R K E

J. T.

In Handel, Gewerbe
und Industrie, in Fa-
milie und Heim, in der
Landwirtschaft, über-
all Schutz und Sicher-
heit durch die Stärke
der deutschen
Versicherung!

Die deutschen
Versicherungsunternehmen

E. Merck

Dies ist die Unterschrift
von Emanuel Merck,
der 1827 die Chemische Fabrik
gleichen Namens gründete.
Sie bürgt für Reinheit
und höchste Zuverlässigkeit
aller Arzneimittel,
Chemikalien und Hilfsstoffe,
die aus dem Darmstädter
Werk in die Welt hinausgehen.



Schaumseifen, Flammeris...
mit Milei G bereitet
I gehäuter Eßlöffel Milei G wird
trocken unter das Stückchen
gemischt. Dann rührt man die
Masse kalt an. Regel: I gehäuter
Eßlöffel Milei G wird an Stelle
von 1 Ei oder Eigelb verwendet.

Milei
der zuverlässige Ei-Austauschstoff

Fahrräder und Kinderwagen
sind zeitbedingt nur beschränkt
lieferbar — sie müssen deshalb
pfliglich behandelt werden.
Quietschende Lager zerstören das
Material, sie schreien nach Abhilfe
— einige Tropfen Öl verhüten
viel Schaden



Brennabor
Seit jeher Qualität!

Ahnenerforschungen
übernimmt im In- und Ausland
Arthur Sauter, Schriftleiter a. D.
Stuttgart-W, Obere Paulusstr. 104



1,7
Millionen
Versicherte
Täglich
Hunderte
Neuzugänge
24
Mill. RM.
Leistungen
von 1934
bis 1941
290
Mill. RM.
Gesamt-
Vers.-Summe

Großdeutsche Feuerbestattung
VERSICHERUNGS-VEREIN AUF GEGENSEITIGKEIT
Wir versichern Durchführung der
Feuerbestattung und bis 2000 RM.
Sterbegeld. Niedrige Beiträge. Haupt-
verwaltung: Berlin W, Kronenstr. 50/52.
Bez.-Dir. Hannover, Sedanstr. 18, und
München, Karolinenplatz 5, Neubau,
3. Stockw., sowie 1600 Annahmestellen.
Tafel u. Ausg. jederz. bereitwilligst.

Wundersam
Hautkrem
Zahnpolitur
Haarwasser
Ganz eigener
Art u. Wirkung
Kosack & Altere, Düsseldorf

Ein eigenes Haus
jetzt durch steuerbegünstigtes
Bausparen planmäßig vorbereiten!
Verlangen Sie kostenlos den
Ratgeber 101 von Deutschlands
größter Bausparkasse
GdF Wüstenrot
in Ludwigsburg/Württemberg

Gehwol
geht mit
auf Schritt
und Tritt

Wundlaufen und Fußbrennen verhütet
der seit 60 Jahren
bewährte Fußkrem

Gehwol
Dosen zu 40, 56 und 80 Pfennig
in den Apotheken und Drogerien
Gehwol gehört ins
Feldpost-Päckchen!

Für den Werk-Sicherheits-
dienst eines Großindustrieunter-
nehmens wird zum möglichst bal-
digen Dienstantritt ein Herr im
Alter von 40-50 Jahren gesucht,
der befähigt ist, besondere Ver-
tragsaufgaben im Bürodienst
zu übernehmen und nach gegeb-
enen Richtlinien selbstständig zu
arbeiten. Angebote mit Lichtbild
und üblichen Unterlagen sind mit
Angabe der Kennziffer 724 ein-
zureichen unter „G. P. 209/54“ an:
WESTAG, Bremen 4, Neuen-
länder Straße 15.

Continental - Reifen

bewährte Helfer für Wehrmacht und Wirtschaft

SCALA

Die große Januar - Revue

Scala etwas verrückt

Inszenierung: Eduard Duisberg

Täglich 19 Uhr, Mittwoch, Sonnabend und Sonntag auch 15 Uhr

Winter Garten

Berlin, am Bahnhof Friedrichstraße

Variété mit Gaspiel

H. u. M. Höpfer und Lothar Röhrig G. Boulanger

Beginn: siehe Leisungsrate

Kabarett der Komiker

Willi Schaeffers

Kurfürstendamm 158 97 76 21 / 23

Tägl. 7 U. Sonnd. u. Sonntg. auch 3 U.

Festspiele der Kleinkunst

Ein Schiff steht Kopf

Eine tolle Seefahrt in 15 Bildern

Buch: Erich Meder / Musik: Frank Fux

Inszenierung: Rudolf Schündler

Musikalische Leitung: Heinz Burzynski

Tänze: Erwin Hoffmann

Bühnenbilder: Goetz Roethe

Montag bis Freitag 3.30 U.

DER TEE VON BERLIN

Eintritt auf allen Plätzen 1.10 RM.

Verkauf 11-17 Uhr. Tel. Best. z. Z. nicht mögl.

CAROW'S

LACHBÜHNE

Weinbergsweg 19 - Rosenthaler Platz

Einlaß 4 Uhr - Beginn 5.10 Uhr Ende 10 Uhr

Verkauf: f. a. nächsten 8 folg. Tage zw. 5 u. 9 Uhr

Tel. 42 21 74 / 42 21 00 ab 1 Uhr

Stimmung und Humor

Rankestraße 20

Rheinische

Winzerstuben

seit 1899

nur leipzigerstr. 31/32

CAFE WIEN

des Teeffränkts im Westen

KURFÜRSTENDAMM 36

STÜBER UND KRÜGER

MOKA-EFTI

IN DER STADTMITTE

U.-B. Friedrich-, Ecke Leipziger Straße

Schau- u. Attrakt.-Orch. Walter Kunz

Montag geschlossen

Atantis

13 Attraktionen

330 Lach-Kabarett

u. abends Gala-Programm

Montags geschlossen

Naturelle

gesetzl. geschützt, die gebewegliche Massageplastik, verbessert Schuhe orthopädi. u. anatomisch. Dadurch wird die Haltbarkeit von Schuhe u. Charolier größer u. der weitverbreiteten Fußschwäche entgegengewirkt. Geschulte Verkaufsstellen in Deutschland u. den europäischen Ländern weist nach:

Fabrik f. orthopädische Spezialitäten

Carl Birkenstock

Stiehlhude am Meer

Anfragen nach Sportwaffen

kommen immer noch täglich zu uns. Ein Beweis, daß Mauser längst zum Begriff für die zuverlässige Sportwaffe geworden ist! Aber unsere kriegswichtigen Aufgaben drängen die Herstellung für die Dauer des Krieges völlig in den Hintergrund. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß jeder von uns für das anderen Lage Verständnis aufbringt und Geduld übt bis zum siegreichen Ende des Krieges.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF/N.

Urkunden

Ahnenpässe

Riesner

Berlin-Charlottenburg

Haeselerstr. 7 d

Tel. 93 2977

Stahlhelme



schwarz u. farbig

auch f. Luftschutz

und Feuerwehr

Bath Wagawa

Metallwarenfr

Dresden 16

Ruf: 65262

Hess

Musik-

instrumente

sind jetzt nur beschrankt lieferbar, deshalb erst die Front, dann die Heimat.

Nach dem Kriege wieder

Hess

Musikinstrumente

Klingenthal-Sa.

Stottern

u. a. nerv. Hemmung

nur Angst, Ausk. frei

Hausdörfer, Breslau 16 M

Akt. Bücher

1. Kranz, Hinter den Kulissen der Kabinette und Generalstabe (Eine französische Zeitgeschichte 1933-1940) 351 S.

2. Jahrbuch Deutscher Wille 1942. 328 Seiten. 3. Deutsches Vorfeld im Osten. Bildbuch über d. Generalgouvernement. 206 Seiten.

3. Bände gebunden

Preis einschl. Nachnahmegeb. RM. 22,65.

Heinrich Vierbücher, Antiquariat u. Versandbuchhandlung, Berlin W 35, Bülowstraße 92.

Ahnenerforschung

BERLIN - PANKOW,

Wolfsanger Str. 74

Ruf: 48 30 27

Arendt

Versand

für Damenkleidung

Kinderkleidung

Siehe genaue Adresse einsehen, Katalog nach Neuauflage gratis.

für Stadt u. Land

Nürnberg 45

Königsstr. 9-11

Preiswert

solide Schuhe

von Rid!

Uniform-, Geländestiefel, Halbstiefel, Schnürstiefel, und

Halbschuhe gegen Wehrmachtbezugschein. Schuhe für Militär, Zivil und Orthopädie, fertig und nach Maß!

Schuhhaus Rid

München 2

nur Fürstenstraße 7

u. sonst nirgends, seit 1873

Lieferant all. Kielederkassen, Vertriebsstellen der A. R. C.

Das Buch:

1. Buchführung und Bilanz — leicht wie das 1x1, praktisch-mod. Buchhaltungslehre RM 6.80
2. Die Umsatzsteuer - Ersparnis, steuerliche Vergünstigungen aller Art RM 3.—
3. Finanzwirtschaftliche Betriebsprüfung mit Berechnungsschlüsseln und Kontrollmethoden, wie sie der Prüfer anwendet RM 2.—
4. Der Erfolg im Steuerprozeß, praktische Anfechtung der Steuerbescheide RM 3.—
5. Die Kalkulation für Industr., Fabrik- und Handelsbetr. RM 3.—
6. Steuerbilanz und Steuerersparnis. Steuerfreie Rückstellungen, Reserven, erhöhte Abschreibungen, Rücklagen usw. RM 3.50
7. Einzelhandels-, Großhandels- und Handelsvertreter - Kontenrahmen mit Buchungsschlüssel, Bilanzbeispiel RM 0.80
8. Die wichtigsten Steuertarife (berichtigte Auflage) (Einkommensteuer, Lohnsteuer, Vermögenssteuer usw.) RM 1.50
9. Richtsätze des Roh- und Reingewinnes für etwa 200 gewerbliche Branchen mit Sätzen des Einkaufsaufschlags usw. RM 1.50
10. Die Zwischenbilanztechnik ohne Inventur, ohne Buchabschluß RM 3.— durch alle Buchhandlungen od. vom Verlag F. A. Schmitt-Dr. Wöschler Mannheim E

Postcheckk.: Ludwigshafen 7357

Lerne zu Hause

Kurzschritt

ohne Schulbankdrücken, ohne Ablenkung! Nie versäumen Sie den Unterricht! Auch Eilschrift und Maschinenschriften. Aufklärungsschrift 335 kostenlos durch:

STENOS

Leipzig 236

Ein Tip von Onkel Otto:



Epst

ASCHINGER

Vollkornbrot

STAATL. FACHINGEN

Für die Gesundheit

Was jeder vom

FELDPPOST-PÄCKCHEN

wissen muß:

bis 100 g keine Zulassungsmarke (Versand gebührenfrei)

über 100 g bis 250 g eine Zulassungsmarke (Versand gebührenfrei)

über 250 g bis 1000 g eine Zulassungsmarke und 20 Rpf Freigebühr

über 1000 g bis 2000 g zwei Zulassungsmarken und 40 Rpf Freigebühr

Anschrift gut lesbar schreiben, besonders die Feldpostnummer / Doppel der Anschrift in das Feldpostpäckchen legen / Päckchen widerstandsfähig verpacken, Hohlräume ausfüllen.

Leicht verderbliche Waren, feuergefährliche Gegenstände (Zündhölzer, Benzin usw.) gehören nicht in Feldpostpäckchen!

Deutsche Reichspost

BADISCHE PFERDEVERSICHERUNGS-ANSTALT

AKTIENGESELLSCHAFT ZU KARLSRUHE

Alle Arten der Tierversicherung im Großdeutschen Reich

In festen Prämien ohne jede Nachschußverbindlichkeit

Fernunterrichts-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W 15 Kurfürstendamm 66

Der Weg nach oben

steht jedem Tüchtigen offen!

Wir helfen Ihnen diesen Weg zu ebnen

Fordern Sie daher noch heute unser neuestes Studienprogramm an, wenn Sie Kenntnisse erwerben wollen, die Ihnen den Erfolg sichern

Wir unterrichten durch Fernlehrgänge in:

Maschinenbau - Elektrotechnik

Autobau - Flugzeugbau

Betriebswesen - Kurzschrift

Imperial

Heute besser pflegen denn je, darum öfters mit lauwarmem Wasserspülen, stets nur mit guter Füllhaltfertinte füllen.

Groß und klein sparsam sein!

- Denn gerade Nivea-Creme ist so ergiebig, daß man auch mit weniger zufrieden sein wird. Beherzigen Sie also unseren Vorschlag: Vernünftig verfahren - Nivea sparen!



NIVEA CREME

UNIFORMEN

für sämtl. Wehrmachtteile aus meiner Maßabteilung

Wehrmacht-Breeches

in allen Größen am Lager

Militäreffekten

Größtes Lager in sämtlichen 14-Artikeln

Mützen, Spiegel, Aokseletücke, Dolche, Seitengewehre usw.

Orden u. Ehrenzeichen

Uniform-Stübchen

Berlin W 35, Potsdamer Str. 59

Tel. 22 36 38 und 22 36 85

Versand geg. Nachn., b. Feldpost Vorauszahlung.

„Unsere Zeit ist ein großer Wecker.“

Die grobe eiserne Wanduhr rasselt, und ruft mit gewaltigen Schlägen.“

So schrieb einst Herder.

Die Uhr, unsere gute Freundin und Mahnerin verlangt heute besondere Aufmerksamkeit und pflegliche Behandlung, weil Wünsche nach Ersatz nur schwer erfüllbar sind. Um so mehr werden Sie dann an Ihrer guten Kienzle-Uhr Freude haben.



Uhrmacher 1567 Werkstatt

CABIRI KÖNIGIN

HERSTELLER: CABIRI-FABRIK-SÖLINGEN

Überall im guten Laden

Schlecht zu Fuß - was tun?

Der Ballen am Fuß ist die Quelle vieler Beschwerden. Er ist entzündet, er drückt und verursacht heftigste Schmerzen. Wie gut, wenn man ein Rathgeber Ballenpolster zur Hand hat. Es schirmt die Schmerzstelle ab und macht druckfrei. Der Ballen wird ruhiggestellt. Die Entzündung geht zurück. Der Schmerz verfliegt. Im Fachgeschäft erhalten Sie das Ballenpolster von RM. 1.50 an.



Rathgeber

FUSSHEILMITTEL

Sie sparen Seife

Dr. Gaudlitz Mandelklee

ist nicht nur dieselbe Reinigungskraft wie Seife, sie ist auch von alters her ein bewährtes Schönheitsmittel. Sie ist sauerstoffhaltig und macht Ihr Gesicht jugendlich und blühenreif! Frei erhältlich in allen Fachgeschäften.



CHEMISCHE FABRIK DR. GAUDLITZ & ARNDT LEIPZIG

Schon zu Großvaters Zeiten war der Zinsserkopf



das Zeichen der Firma

Zinsser & Co

LEIPZIG

Heilkräuter - Tees

BAYER

Ein BAYERKREUZ!

Denken Sie daran, wieviele Krankheiten mit Hilfe von BAYER-Arzneimitteln geheilt wurden, wieviele Leiden gelindert!

NSU

Von Sieg zu Sieg im Frieden und im Krieg!

MOTORRADER MOTORFAHRER FAHRER

NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

Vasenol

Nicht nur der Inhalt, sondern auch die Verpackung ist wertvoll. Deswegen die Dose gut aufheben! Durch Nachfüllen mit dem Nachfüllbeutel spart man Geld und Rohstoffe!



DER NEUE WEG

Wenn Sie grundlegende Kenntnisse in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen technischen Fächern erwerben wollen - Kenntnisse, die Ihnen weiterhelfen, die Sie an den Platz bringen, der Ihren Fähigkeiten entspricht, dann greifen Sie getrost zum Christiani-Fernstudium. Es ist nichts weiter notwendig, als Volksschulbildung und Freude an technischen Dingen. Das Studienhonorar von monatlich RM 2,75 ist für jeden erschwinglich. Kameraden im Feld und in der Heimat sind begeistert von der Leichtigkeit des Lernens und den erzielten Erfolgen. Durch die Eigenart der Lehrweise werden flüchtiges Lesen und langweiliges Auswendiglernen vermieden. Sie wachsen förmlich in den Lehrstoff wie das Kind in die Muttersprache. Die laufende Betreuung des Studienteilnehmers merkt Fehler und Mißverständnisse aus und führt auf Grund jahrzehntelanger Lehrverfahren an den Klippen des Fernstudiums vorbei. Verlangen Sie unter Angabe Ihres Berufs, Ihres Berufsziels und Ihrer Anschrift nähere Unterlagen.

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 41

Ihr Optiker

ist Ihr natürlicher Berater in allen „Augen-Sorgen“. Als Fachmann wird er Ihnen, wenn Sie ihn nach einem wirklich guten Blendschutz fragen, gerne die farbtreue Auer-Neophan-Blendschutzbrille empfehlen. Da sie heute nicht immer erhältlich ist, muß er Sie vielleicht vorwarnen - aber das Warten lohnt sich!



Auer-Neophan

Blendschutzbrille

Auer-Gesellschaft A. G., Berlin N 65